This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

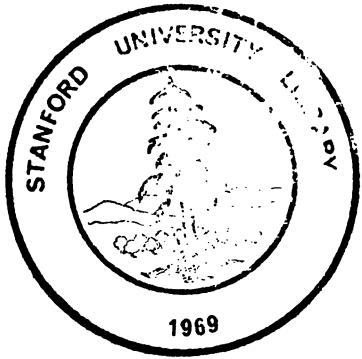
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
1969

Kaiſer Joſeph

und

Maria Thereſia.

PT2438
M4A32
v. 1:1

Von

L. Mühlbach.

Erſter Band.

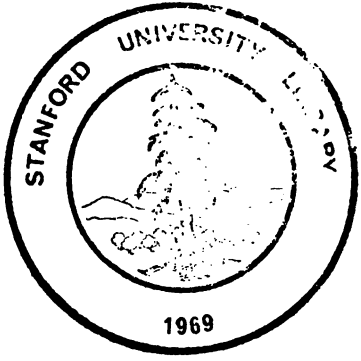
Berlin, 1856.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des erſten Bandes.

Der Conferenzrath . . . . . S. 3
Der Brief . . . . . = 32
Die Keuſchheits-Commiſſion . . . . . = 49
Die Toilette der Kaiſerin . . . . . = 58
Ein kaiſerliches Ehepaar . . . . . = 68
Der Erzherzog Joſeph . . . . . = 96
Graf Wenzel von Kaunitz . . . . . = 118
Die Toilette des Grafen Kaunitz . . . . . = 132
Die rothen Strümpfe . . . . . = 144
Das neue Oeſterreich . . . . . = 154
Der junge Soldat . . . . . = 173
Die Kaiſerin und ihr Sohn . . . . . = 196
Eine italiäniſche Nacht . . . . . = 222
Iſabella von Parma . . . . . = 233
Die Boten der Kaiſerin . . . . . = 251

Erſtes Buch.

Maria Thereſia.


STANFORD UNIVERSITY
1969

I.

Der Conferenzrath.

Die sechs Herren, welche den Conferenzrath der Kaiserin Maria Theresia bildeten, waren schon im Arbeitszimmer der hohen Frau versammelt, und harrten nur noch der Ankunft Ihrer Majestät, um die Sitzung beginnen zu können. In dieser Sitzung sollte heute über eine hochwichtige politische Frage entschieden werden, und der Wiederschein dieser Frage warf seine dunklen Streiflichter auf die Herren, welche den geheimen Conferenzrath Maria Theresia's bildeten, und hier und da in einzelnen Gruppen in dem weiten, halbdunklen Zimmer umherstanden, dessen ernstes alterthümliches Ameublement und dunkle Sammettapete sehr gut dem Ernst ihrer Mienen entsprach. Da war der Freiherr von Bartenstein und der Graf von Uhlefeld, die beiden mächtigen Minister der Kaiserin, welche

Maria Thereſia ſeit dem Beginn ihrer Regierung, ſeit dreizehn Jahren alſo, mit ihrer Gunſt und ihrem Vertrauen beehrte, und deren Einfluß ſo unerſchütterlich und feſt ſchien, daß Niemand nur den vermeſſenen Gedanken hätte wagen können, ſie in ihrer hohen, für den ganzen Kaiſerſtaat ſo bedeutſamen Wichtigkeit nicht anerkennen zu wollen. Sie ſtanden, ihrer großen, unerſchütterlichen Bedeutſamkeit ſelber ſich ganz und gar bewußt, ſtolzen und hochgehobenen Hauptes in der Mitte des Saales, und flüſterten leiſe miteinander von den Dingen, die da kommen mußten, oder vielmehr kommen ſollten, ſo wie ſie Beide, die Herrn von Bartenſtein und Uhlefeld es beſtimmen würden. Auf dem breiten muskulöſen Geſicht Bartenſteins ſtand ein Ausdruck hochmüthigen wilden Triumphes, den der ſiegesgewiſſe Miniſter ſich gar nicht die Mühe gab zu verbergen, und die ſchmalen Lippen des feinen gewandten Hofmannes Grafen Uhlefeld mochten ſich heute ein ſichtbares triumphirendes Lächeln nicht verſagen.

Ich bin meiner Sache ganz gewiß, flüſterte Herr von Bartenſtein, die Kaiſerin iſt durchaus gewillt, die abgelaufenen Verträge zu erneuern, und feſt entſchloſſen die Politik, die wir Beide bisher mit ſo glänzendem Erfolg für Oeſterreich befolgt haben, fortzuführen.

Die Kaiserin thut sehr wohl daran, sagte Graf Uhlefeld leichthin, sie kann daher auch auf unsere ganze Unterstützung rechnen. Wir werden ihr unsern Rath und unsere Hülfe niemals' entziehen!

Und während er so sprach schoß ein so leuchtender Strahl stolzen Selbstbewußtseins aus seinen Augen, daß die beiden Herren, welche da drüben in der Fensternische standen, und ganz und gar damit beschäftigt waren, die beiden mächtigen Lieblinge der Kaiserin zu beobachten, davon wie geblendet schienen.

Sehen Sie nur, Herr Graf, murmelte der Eine von ihnen rasch und leise, sehen Sie nur, wie selig Graf Uhlefeld heute lächelt. Es ist keine Frage, er kennt schon im Voraus die Entschließungen der Kaiserin, und sie folgt bei denselben ganz und gar seinen Wünschen. —

Es wird daher gut sein, Herr Graf Harrach, erwiderte Graf Colleredo bedächtig, sehr gut sein, unbedingt dem beizustimmen, was der Obristhofkanzler Graf von Uhlefeld der Majestät als seine unmaßgebliche Meinung vortragen wird. Ich meinestheils werde es um so lieber thun, als ich, wie Sie wissen, mir in diesen politischen Dingen gar kein eigenes Urtheil anmaße, und wie ich Ihnen nur gestehen will, mich auch ein wenig

im Unklaren darüber befinde, welche Geschäftspunkte heute in der Conferenz zum Vortrag kommen werden. Ich war grade sehr beschäftigt, als die verhängnißvolle Mappe bei mir anlangte, und hatte wirklich nicht Zeit zu lesen, um was es sich heute handelt. Ich werde daher am klügsten thun, mit Uhlefeld zu stimmen, das heißt, wenn der Herr Reichshofraths-Präsident Graf Harrach nicht einer entgegengesetzten Meinung sind, in welchem Falle ich mich sonst der Ihrigen unbedenklich anschließe.

Ich werde mich wohl bequemen müssen, dies Mal, wie immer der Ansicht Bartensteins beizustimmen, seufzte Graf Harrach achselzuckend. Seine Stimme ist in diesen Conferenzen ja alle Mal die entscheidende, und findet immer einen Wiederhall in dem Ohr der Kaiserin. Seien wir also das Echo dieser Stimme, und begnügen wir uns mit der Freude die stolzen Hoffnungen dieses kleinen anmaßenden, hochfahrenden Herrn da drüben zertrümmern zu helfen.

Er deutete mit einem leisen Augenwink hinüber nach dem großen mit Akten und Papieren bedeckten Arbeitstisch, um den ringsherum die hohen mit Schnitzwerk gezierten mit schwarzem Leder beschlagenen Lehnsessel der

Herren Conferenzräthe ſtanden, in ihrer Mitte der etwas erhöhete Lehnſeſſel der Kaiſerin.

Graf Colloredo folgte dem Blick des Freundes, der ſich mit einem eigenthümlich lauernden Ausdruck Demjenigen zugewandt hatte, der da am Ende des Tiſches den letzten der Stühle eingenommen hatte, und ganz vertieft ſchien in Durchſicht der Papiere, die da vor ihm lagen. Es war dies ein Herr von kleiner, zierlicher Geſtalt mit einem noch ziemlich jugendlichen Angeſicht, deſſen ungewöhnliche Zartheit und Weiße ſeltſam contraſtirte zu den gebräunten, männlichen, verwitterten und von den Runzeln und Furchen des Alters durchzogenen Geſichtern der übrigen Herren. Keine einzige Falte zeigte ſich in dieſem zarten weißen Angeſicht und verdunkelte die Roſen, die auf ſeinen Wangen blühten, nicht der leiſeſte Hauch einer Runzel unterbrach die Glätte dieſer Stirn, und ſelbſt der kleine purpurrothe Mund war noch ganz frei von den Lineamenten und Schriftzügen, mit welchen das Alter und das Leben die Züge der Menſchen zu zeichnen pflegt. Aber dieſem ſo zarten, jugendlichen Angeſicht fehlte dennoch der Ausdruck der Jugend, es fehlte ihm überhaupt jeder Ausdruck. Dieſe weichen Züge ſchienen ganz bewegungslos und verſteinert trotz ihrer Weiche, nicht das leiſeſte

Lächeln, oder der leiſeſte Zug von Anmuth zeigte ſich auf dieſen unbewegten Lippen; kein Gedanke und kein Schatten flatterte über dieſe hohe glatte Stirn dahin, und der Blick dieſer klaren blauen Augen war ſo ruhig, ſo kalt und empfindunglos, wie der Blick einer Statue. — Dieſer Mann mit dem ſeltſam jugendlichen, verſteinerten Angeſicht war der Graf Wenzel von Kaunitz, der jüngſte der Conferenzräthe, den Maria Thereſia jüngſt von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Paris nach Wien zurück und in ihre Staatskanzlei berufen hatte.

Auf ihn hatten ſich jetzt die Blicke der Grafen Harrach und Colleredo gerichtet; er ſchien es indeß gar nicht zu bemerken, und arbeitete ruhig und ungeſtört weiter.

Sie glauben alſo, Herr Graf, flüſterte Graf Colleredo gedankenvoll, Sie glauben, daß Graf Kaunitz immer noch die fabelhafte Idee einer Allianz mit Frankreich zu nähren wagt?

Ich bin deſſen ganz gewiß. Ich weiß ſogar, daß er erſt vor einigen Tagen durch den franzöſiſchen Geſandten ein zärtliches Billetdoux von der Marquiſe Pompadour erhielt, das er geſtern mit einem noch zärtlicheren erwiderte. Es iſt einmal ſeine fixe Idee, für Oſterreich eine neue Weltordnung herbeizuführen und

Frankreich und Oesterreich zu Bundesgenossen zu machen.

Von seinen fixen Ideen wird man am besten im Irrenhause geheilt, sagte Graf Harrach mit einem leichtfertigen Lachen, und dahin sollte man den kleinen Kaunitz bringen, damit er —

Er verstummte plötzlich, denn Graf Kaunitz hatte eben sein Auge langsam von den Akten erhoben, und sein Blick ruhte mit einem so seltsamen starren, eiseskalten Ausdruck auf dem lachenden Antlitz des Grafen Harrach, daß dieser ein leises Frösteln über sein Herz dahin ziehen fühlte.

Wenn er meine Worte verstanden hätte, murmelte er leise, wenn er — Aber es blieb dem Grafen keine Zeit zum weitern Nachdenken, denn so eben wurden die zu den innern Gemächern der Kaiserin führenden Flügelthüren hastig geöffnet, und der eintretende Oberhofmeister der Kaiserin, Graf Kherenhüller, der zugleich als geheimer Reichshofrath Sitz und Stimme im Conferenzrath hatte, verkündete das Annähern der Kaiserin.

Die Herren Conferenzräthe traten sogleich Jeder hinter die ihnen zustehenden, ranggemäßen Stühle, welche den Conferenztisch umgaben, und erwarteten in

ehrfurchtsvollem Schweigen die kaiserliche Präsidentin ihres Geheimrathes.

Jetzt hörte man im Nebenzimmer rasche Schritte, und das Rauschen seidener Gewänder, dann das leise Hüsteln der Oberhofmeisterin Gräfin Fuchs, welche der Etiquette gemäß, die Kaiserin jedes Mal bis an die Schwelle des Conferenzzimmers begleiten mußte, und dann hinter ihr die Thür zu schließen hatte.

Die Schritte und das Hüsteln kamen näher, und jetzt erschien in der Thür die hohe und majestätische Gestalt der Kaiserin. Die Herren Conferenzräthe legten die Hände an die zierlichen Cavalierdegen, die an goldener Quaste an ihrer Seite niederhingen, und verneigten sich tief und ehrfurchtvoll vor der hohen Frau, die mit leichten elastischen Schritten weiter vortrat, während die Aja Gräfin Fuchs leise die Thür zuzog.

Die Kaiserin nickte ihren lächelnden Gegengruß, den indessen keiner der Herrn gewahren konnte, denn ihre Häupter waren, dem steifen spanischen Ceremoniell, das am Kaiserhofe herrschte, gemäß, noch immer gesenkt und mußten so bleiben, bis die Monarchin an ihnen vorübergeschritten war, und ihren Platz auf dem Thronsessel eingenommen hatte. — Einer indessen hatte es gewagt der spanischen Etiquette zu trotzen. Einer hielt

sein Haupt nicht gesenkt, sondern wagte es, nach ehrerbietigem Gruß sein Haupt wieder zu erheben, und den Blick auf die Kaiserin zu heften. Dieser Eine war der Graf Wenzel von Kaunitz, der jüngste der Conferenzräthe.

Er schaute mit festem Auge auf die daher schreitende Kaiserin hin; zum ersten Male bewegten sich seine Züge ein wenig, und der leise Schimmer eines Lächelns fuhr einen Moment über seine Lippen hin. Ohne Zweifel war es das Anschauen der Kaiserin, welches die starre Gleichgültigkeit seines Gesichtes bewegte, und in der That, Maria Theresia war noch immer eine schöne Frau, und wohl im Stande die Herzen höher schlagen und Lippen, welche nie gelacht, lächeln zu machen vor freudigem Stolz über ihre schöne Kaiserin. Denn Maria Theresia war noch immer schön trotz ihrer sechsunddreißig Jahre, trotz der dreizehn Kinder, welche sie schon ihrem Gemahl geboren. Ihre hohe gedankenvolle reine Stirn war umschattet von einer Fülle reichgelockten dunkelblonden leicht gepuderten Haars, das hinten im Nacken in einem goldenen mit weißen Federn umsäumten Netz, zusammen gehalten ward. Ihre großen feurigen Augen waren von diesem seltsamen Grau, daß so wunderbar wechselnd ist, und

je nach den Empfindungen der Seele ſich bald in ein ſchmachtendes Blau, bald in ein dunkles feuriges Braun zu verwandeln ſcheint. Die ſchlanke kühn gebogene Naſe verlieh ihrem Antlitz etwas Stolzes, Hochfahrendes, das indeſſen wieder gemildert ward durch das reizende, gutmüthige Lächeln ihres roſigen Mundes, der in ſeiner Friſche und Fülle dennoch keine Spur jener Aufgeworfenheit zeigte, welche man bei der Familie der Habsburger als die „öſterreichiſche Lippe“ zu bezeichnen pflegt. Ihre, etwas über die gewöhnliche Frauengröße erhabene Geſtalt, war von einem bewunderungswürdigen Ebenmaß; und ihre wundervolle, zugleich üppig volle, und edel keuſche Büſte hätte einem Praxiteles zu einer ſeiner Juno-Statuen zum Vorbild dienen können. Indem man die Kaiſerin anſchaute, begriff man ſehr wohl, wie ihre, damals noch jugendlichere und ſchönere Erſcheinung die edlen Ungarn vor dreizehn Jahren, als ſie hülfeflehend in ihrer Mitte in der Reichsverſammlung erſchien, zu ſo feurigem Enthuſiasmus und zu ſo todeskühner Begeiſterung hinreißen konnte, daß ſie jubelnd in den einmüthigen Ruf ausbrachen: „unſer Gut und Blut und Leben für unſern König Maria Thereſia!“ — Ihren König Maria Thereſia nannten die Ungarn noch immer die Kaiſerin, und ſie hatten wohl

Recht damit. Maria Thereſia war nur ein Weib in den Armen ihres Gemahls, in der Mitte ihrer Familie, im Innern ihrer Gemächer, ſie war ein ſtarker, willenskräftiger, ſelbſtbewußter Mann im Staatsrath, bei den Regierungsgeſchäften, und in Allem, was ihr Land, ihr Volk, ihre Krone und ihr Herrſcherthum anbetraf. Sie war im Stande, kühne Pläne zu faſſen, und zu verfolgen, und mit männlichem Geiſte ihre eigenen Vorurtheile und Neigungen zu bezwingen, wenn ſie dem Staatswohl und ihrer beſſern Ueberzeugung entgegen ſtanden.

Und dieſe männliche Energie, dieſe kühne Entſchloſſenheit leuchtete in dem Moment, als die Kaiſerin heute in den Staatsrath eintrat mit ſo hellem Glanz von ihrer Stirn, daß ſelbſt Kaunitz, wie geſagt, einen Moment davon bewegt ward, und die eiſerne Starrheit ſeiner Züge ſich zu einem leiſen Lächeln erhellte. Niemand ſah dieſes Lächeln, Niemand, außer der Kaiſerin, und gleichſam als Antwort auf dieſes Lächeln, nickte ſie leiſe mit dem ſtolzen junoniſchen Haupte, als ſie an Kaunitz vorüberging. Dann nahm ſie mit gelaſſener königlicher Würde ihren Lehnſeſſel ein, und forderte mit ihrer ſenoren, klangvollen Stimme die Herren Conferenzräthe zum Niederſitzen auf. Mit ihrer raſchen,

energiſchen Weiſe griff die Kaiſerin ſodann nach dem Papier, welches vor ihrem Platz lag, und auf welchem der Staatsreferendarius Bartenſtein ihr jedes Mal die in der Sitzung zum Vortrag kommenden Gegenſtände verzeichnen mußte.

Die Kaiſerin überflog das Papier mit haſtigen Blicken. Meine Herren Conferenzräthe, ſagte ſie dann, es iſt, wie mich dünkt, heute eine ſehr wichtige Frage, die wir uns und dem Kaiſerſtaat heute beantworten wollen, und bei der ich mir Ihren Rath erbitten will. Es handelt ſich um die Zukunft Oeſterreichs, und um die Freunde, oder Feinde, die wir fortan uns erwerben wollen. Die alten Verträge ſind abgelaufen, die alten Freundſchaften wie die alten Feindſchaften ſind vielleicht erkaltet, und es fragt ſich ob es beſſer iſt, die erkalteten Freundſchaften mit neuen Verträgen neu aufzuwärmen, oder die erkalteten Feindſchaften im Feuer neuer Freundſchaft zu ertödten. England, Holland und Sardinien ſind ſeit ſiebenzig Jahren unſere Bundesgenoſſen, Frankreich iſt ſeit dreihundert Jahren unſer Gegner und Feind geweſen. Soll dieſe Feindſchaft fortbeſtehen, ſollen die abgelaufenen Verträge mit Holland, England und Sardinien erneuert werden? Darüber,

meine Herren Räthe, laſſet mich jetzt Eure Meinungen und Anſichten vernehmen!

Und nachdem ſie ſo geſprochen, winkte die Kaiſerin leicht mit einem Finger ihrer von Brillantringen funkelnden rechten Hand nach dem Obriſthofkanzler Grafen Uhlefeldt hinüber.

Ich, meinestheils, ſagte der Graf ſich mit langſamer feierlicher Würde von ſeinem Sitz erhebend, ich ſtimme für die Erneuerung unſeres Bündniſſes mit den Seemächten. Sie haben ſich uns ſeit ſiebenzig Jahren treu und wohlgemeint bewieſen. In den Tagen unſerer höchſten Gefahr, als Ludwig der Vierzehnte vor ſiebenzig Jahren uns Straßburg und den Elſaß nahm, als ſeine Bundesgenoſſen, die Türken Wien belagerten, und dieſe zwei mächtigen Feinde die ganze öſterreichiſche Monarchie bedrohten, da war es das Bündniß mit den Seemächten und mit Savoyen, welches Oeſterreich, nächſt dem muthvollen Polenkönig Johann Sobieski errettete. Sobieski entſetzte die Hauptſtadt; Savoyen hielt für uns die aufrühreriſche Lombardei in Zaum, und Holland und England bewachten und erhielten uns die Niederlande, in denen der Geiſt der Empörung ſeit Philipps von Spanien Zeiten noch immer nicht erloſchen war. Wir haben alſo dem Bündniß mit den Seemächten die

Niederlande, dem Bündniß mit Savoyen die Lombardei zu verdanken, während Frankreich an uns einen Raub begangen hat, den wir ihm niemals verzeihen und vergeſſen dürfen, während Frankreich uns Straßburg genommen hat. Und in dieſer Zeit, als Frankreich nahm, haben unſere Bundesgenoſſen nicht bloß uns geſchützt, ſondern auch gegeben; die Subſidien Englands und Hollands haben unſere Kaſſen gefüllt, den Wohlſtand unſeres Landes erhöht, und uns befähigt die Kriege, welche wir gegen Frankreich und ſpäter auch gegen Preußen führten, energiſch, kraftvoll und zur Ehre Oeſterreichs zu Ende zu führen. Ich ſtimme alſo für die Erneuerung des Bündniſſes mit den Seemächten und Sardinien; ſeit ſiebenzig Jahren haben wir uns wohl gefühlt dabei, und es iſt wohl gut, daß die Fürſten der Welt ein Beiſpiel geben von der Treue ihrer Geſinnungen, denn die Treue der Fürſten beſtimmt auch die Treue der Völker.

Nachdem der Graf ſo geſprochen, nahm er ſeinen Sitz wieder ein, und der Staatsreferendarius Bartenſtein, der gefürchtete, machtvolle Liebling der Kaiſerin erhob ſich, um in feuriger leidenſchaftlicher Rede, gleich dem Grafen Uhlefeld, die Vortheile des erneuerten Bündniſſes mit den Seemächten anzupreiſen.

Und nach ihm sprachen die Grafen Colloredo und Harrach und der Oberhofmeister der Kaiserin, der Graf Khevenhüller, und Alle waren sie einig und einträchtig in ihren Ueberzeugungen und nimmer würde es einer dieser reichen, vornehmen und stolzen Cavaliere gewagt haben einer andern Ansicht zu sein wie die beiden hochmächtigen und unumschränkten gebietenden Herren, welche zuerst gesprochen. Uhlefeld und Bartenstein hatten die Parole ausgegeben. Sie hieß: erneuertes Bündniß mit den Seemächten, welche so große Subsidien zahlten, die seither immer den Herren von der Hofkammer zu Gute gekommen. Denn damals hielt man noch an dem Grundsatz fest, daß es der kaiserlichen Würde nicht anständig sei, die Rechnungen in der Hofkammer einzusehen, und die Herren der Hofkammer hatten daher nur Gott und ihrem Gewissen über die Verwaltung der Subsidiengelder Rechnung abzulegen.

Für Erneuerung der alten Bündnisse sprachen also die Herren Conferenzräthe, und während sie sprachen, saß der jüngste von ihnen, der Graf Wenzel von Kaunitz, ruhig und anscheinend ganz gleichgültig da; ohne auch nur im Geringsten auf die weisen und gelehrten Deductionen der Herren zu achten, beschäftigte er sich damit, die vor ihm liegenden Papiere zu ordnen, seine

Feder mit neuen Spitzen zu verſehen, die Krauſen ſeiner Manſchetten zu ordnen, und ſorgſam jedes Stäubchen und jedes Flöckchen mit zuſammengepreßten Fingern von ſeinem Kleide wegzuſchnellen. Einmal während Bartenſtein grade ſeine lange und ausführliche Rede hielt, ging Graf Kaunitz in ſeiner gedankenloſen Unbekümmerheit ſogar ſoweit, ſeine große mit Brillanten beſetzte Uhr, auf welcher ſich ein Portrait der Marquiſe Pompadour befand, hervorzuziehen, und ſie repetiren zu laſſen. Die hellen kleinen Glockentöne begleiteten wie ein zierliches Elfenorcheſter die donnernden Worte Bartenſteins, die indeſſen Kaunitz gar nicht zu hören ſchien, weil er ganz und gar damit beſchäftigt war, die Schläge ſeiner Uhr leiſe zu zählen*). — Die Kaiſerin, welche ſonſt dieſe gleichgültige Unachtſamkeit des Grafen immer mit kaum verhehlter Ungeduld bemerkt, und ſie oft ſogar mit einem zornigen Aufblitzen ihrer Augen, einem haſtig unwilligen Wort gerügt hatte, die Kaiſerin blieb heute vollkommen ruhig, vollkommen geduldig, ja bei dem ſeltſamen Anſchlagen der Uhr flog ſogar ein unmerkliches Lächeln durch ihre ſchönen edlen Züge hin, und

*) v. Hormayr. Oeſterreichiſcher Plutarch. Zwölftes Bändchen. S. 252

als jetzt der letzte der fünf Herren schwieg, als an Kaunitz die Reihe kam, zu sprechen, da wandte das feurige Auge der Kaiserin sich mit einem Blick gespannter Erwartung zu ihm hin.

Aber wie war auch jetzt dieses vorher so ruhige, so unbewegte Antlitz des Grafen verwandelt, wie glühte sein Auge und welche Energie strahlte von seiner Stirn! Wie durchleuchtet von großen und weltbeherrschenden Gedanken war sein Blick, der sich jetzt mit einem wunderbaren, halb fragenden, halb bittenden Blick auf die Kaiserin heftete.

Ich stimme nicht für die Erneuerung der alten Bündnisse mit den Seemächten, sagte er mit lauter fester Stimme, und sofort zeigte sich auf den Gesichtern seiner Herren Collegen ein Ausdruck des Staunens und des Schreckens.

Nur Bartenstein begnügte sich, leicht mit der Achsel zu zucken, und mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Lächeln seinen jungen machtlosen Gegner anzuschauen.

Kaunitz sah es, und begegnete den hochmüthigen Blicken Bartensteins mit ruhigem festem Auge, indem er gelassen und kälter jetzt wie zuvor seine Worte wiederholte. Dann nach einer kleinen Pause, gleichsam als habe er seinen Zuhörern Muße gönnen wollen, diese

ganz neuen, noch niemals in dieſen Räumen vernommenen Worte in ſich aufzunehmen, fuhr er fort: Das Bündniß mit den ſtolzen und hochmüthigen Seemächten iſt für Oeſterreich ſeit lange ſchon eine Demüthigung und eine Feſſel geweſen, und wenn ſie uns zu Anfang dieſer Allianz ihren Schutz verliehen, ſo haben ſie uns das nachher ſchwer und bitter fühlen laſſen, und wir haben uns dieſe Allianz allzeit mit großen Opfern und ſchweren Beſchränkungen unſerer Freiheit erkaufen müſſen. Nicht einen Moment haben der König von England, und die Hochmögenden Herrn von Holland es vergeſſen, daß ſie ſich mit uns verbündeten, als nicht ſie, ſondern wir dieſes Bündniſſes bedürftig waren, und ſie haben uns dafür gedemüthigt und geknebelt, und es uns hundertfach fühlen laſſen, daß wir ihre bezahlten Bundesgenoſſen waren, abhängig von ihnen durch Dankbarkeit, und durch Geld. Eiferſüchtig auf die wachſende Macht, das unaufhaltſame Gedeihen des jugendſtarken Oeſterreichs, dem die Zukunft gehört, während ſie nur mit der Vergangenheit prunken können, eiferſüchtig auf die Quellen unſeres ſtets wachſenden Reichthums, haben ſie ſich wenigſtens bemüht diejenigen Quellen, welche ihren hochmüthigen Händen erreichbar waren, uns zu verſtopfen. Ihre Handelstyrannei hat uns, die Verbündeten eben ſo

gut getroffen, wie ihre Feinde, denn die Schelde- und die Rheinſperre, der Barrierentract und Alles was die engliſche Pfiffigkeit und die holländiſche Habgier ſonſt noch Tyranniſches erſinnen konnte, war für uns eben ſo ſehr gültig, wie für jeden Andern. Uneingedenk unſeres Bündniſſes haben ſie unſern Schiffen und unſerer Flagge ihre Häfen geſperrt, und während ſie für uns die Niederlande zu bewahren ſchienen, wachten ſie zugleich mit eiferſüchtigem Auge, daß wir die eingeſchloſſenen Grenzen unſerer Niederlande nicht überſchreiten durften und ihnen allein der Handel, die Macht, und die Schifffahrt in der Nord- und der Oſtſee verbliebe. Vraiment, dieſe Freundſchaft der Seemächte laſtet auf uns mit ſchwerer Hand und es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß ich, als Geſandter meiner Kaiſerin in Aachen, den Hochfahrenden und vielfordernden Geſandten Englands daran mahnen mußte, „das zarte Geſchlecht der Kaiſerin Königin, durch ſein ſtolzes anmaßendes Weſen nicht ſo unritterlich verletzen zu wollen.“ Es iſt nicht ſo gar lange her, daß meine erhabene Kaiſerin ſelber dem engliſchen Geſandten, der in ſeinem Uebermuth ſich das Anſehen gab, als ſei der Beſitz der Niederlande nur eine von England und Holland uns bewilligte Gnade, es iſt nicht ſo gar lange her, daß meine erhabene Kai-

ſerin dieſem ſtolzen engliſchen Herren entgegen rief: „Bin ich nicht Herrin in den Niederlanden ſo gut als in Wien? Sind ſie etwa ein Geſchenk, ein bloßes Pfand Ihres Königs und der Hochmögenden*)“?

Ja, rief Maria Thereſia mit flammenden Augen, und lebhaftem Nicken ihres Hauptes, ja das habe ich geſagt, denn der Uebermuth dieſer Handelsleute hatte mich zornig gemacht, und ich wollte mein gutes Recht von ihnen nicht als eine Gnade hinnehmen. Es iſt mir ein Greuel und eine Plag, geknechtet zu werden im Namen der Freundſchaft und der Allianzen und das wollte ich die ſtolzen Herren ein wenig fühlen laſſen!

Es war wunderbar zu ſehen, welche Wirkung dieſe ſchnellen leidenſchaftlichen Worte der Kaiſerin auf ihre Zuhörer ausübten. Es flog wie ein Zittern durch die ehrenfeſten Mienen der Herren Conferenzräthe hin, Uhlefeld und Bartenſtein wechſelten einen Blick fragenden Erſtaunens, während die andern drei Grafen, als gewandte Hofherren ihre Blicke mit unverkennbarer Bewunderung auf Kaunitz geheftet hielten, den ihre vielgeprüften Hofaugen ſchnell als das aufgehende Geſtirn eines neuen Tages erkannt haben mochten.

---

*) Coxe: History of the house of Austria. Vol. V. S. 51.

Graf Kaunitz hatte sich bei der unerwarteten Unterbrechung seiner Rede lächelnd vor der Kaiserin verneigt, dann, als die Kaiserin schwieg, fuhr er nach einer Pause mit derselben ruhigen und unveränderten Stimme fort: Ihro Majestät selber hat die Gnade gehabt den Druck und die Tyrannei unserer zwei Alliirten des Nordens anzuerkennen, es ist [illegible] nicht nöthig noch weitere Beispiele davon zu geben, [illegible] es bleibt nur noch übrig von unseren Alliirten des Südens zu sprechen, von Sardinien, welches uns die Lombardei bewacht und behütet. Aber ich entsinne mich, daß Victor Amadeus von Sardinien, als er das Bündniß mit Oesterreich schloß, laut genug, daß wir es in Wien hören konnten, zu seinem Vertrauten sagte: „die Lombardei ist Mein. Ich will sie aber nur Stück für Stück wie eine Artischocke aufspeisen"*). Und mich dünkt, er hat sich als ein guter Esser bewährt, und mehr als eine der schönsten Landschaft als wohlschmeckendes Blatt der Artischocke Lombardei, zu deren Gärtner Oesterreich ihn erkoren, aufgespeist. Freilich hat dieser große Gourmand seitdem seine Krone niedergelegt, und sein Sohn herrscht jetzt an seiner Statt, sein Sohn Victor Emanuel, von dem

*) Coxe. Vol. V. S. 80.

der weise Lord Chesterfield jüngst in seiner Begeisterung gesagt hat: „der edle Victor Emanuel von Sardinien hat niemals ein Unrecht begangen, begeht niemals eins, und wird niemals eins begehen.“ Nun, ich meines gestrengen Ortes bin durchaus einverstanden, daß der König von Sardinien alle erdenklichen Eigenschaften habe, und, wäre nur die abscheuliche Geographie und die italienische Liebhaberei für [redacted] Artischoken nicht, so wäre Victor Emanuel sogar und überdies noch ein ehrlicher Mann*). Aber die Artischockenliebhaberei des edlen Königs von Sardinien ist für uns eben so bedrückend und beängstigend wie der freundschaftliche Händedruck der alliirten Seemächte, welche uns mit diesem Händedruck nicht blos ihre Häfen und Flüsse sperren, sondern uns auch auf unsere Kniee niederdrücken möchten, damit wir fein demüthig sie doch um die Fortdauer ihrer Freundschaft ersuchen möchten, einer Freundschaft, die in nichts reel ist, als in den Subsidien, die sie uns zahlt, welche Subsidien in der stolzen und hochmüthigen Art, in welcher sie gezahlt werden, eine neue Beleidigung sind, und mehr den Anschein eines großmüthigen Geschenks von einem reichen Gönner gewinnen, als einer stipulirten Lei-

*) Hormayr. Des Grafen Kaunitz eigene Worte. Hormayr Oesterreichischer Plutarch. Elftes Bändchen.

ſtung, die wir mit andern Leiſtungen erwiedern. Oeſterreich aber iſt reich genug, um aller und jeder Subſidien entbehren zu können, Oeſterreich iſt reich, iſt mächtig, groß und herrlich genug, um nur Denen ſeine Freundſchaft und Allianz bieten zu dürfen, welche ſolche Freundſchaft und Allianz als eine Ehre erkennen und fordern und in ſolcher nicht bloß glauben die Gebenden, ſondern auch die Empfangenden zu ſein. Oeſterreich darf alſo in ſtolzem und wohlbegründetem Selbſtgefühl ſich der drückenden, hochmüthigen Freundſchaft der Seemächte entſchlagen. Es iſt ein kühner, lebensſtarker, freier Jüngling, wohl berechtigt die alten Bahnen zu verlaſſen und neue Wege einzuſchlagen, wenn dieſe Wege zum Heil und zur Größe führen. Und es giebt noch eine moraliſche und ideelle Größe, von deren Exiſtenz die handelnden und rechnenden Mächte England und Holland keine Ahnung haben, eine Größe, welche aber von dem hochgebildeten ſtolzen Frankreich deſto ſchöner gewürdigt wird. Frankreich bietet Oeſterreich ſeine Freundſchaft, es will der dreihundertjährigen Feindſchaft vergeſſen und dem großen kühnen Jüngling Oeſterreich als große kühne Geliebte zur Seite ſtehen. Mit Frankreich verbündet ſchütteln wir die mächtigen Feſſeln der alten Bundesgenoſſen ab, ſind wir im Stande den Feindſchaften

von ganz Europa zu trotzen und unſer Schwerdt als entſcheidenden Moment in die Wageſchale aller europäiſchen Streitigkeiten zu legen, und je nach unſerem vereinten Willen Europa den Krieg oder den Frieden zu geben. Frankreich und Oeſterreich verbündet werden ganz Europa Geſetze vorſchreiben, und eine neue Politik, eine neue Ordnung der Dinge bewerkſtelligen. Und es ſcheint mir dies ein von der Weltklugheit ſowohl, als von der Religion begünſtigtes Bündniß. Frankreich iſt Oeſterreichs Nachbar; wenn Nachbarn einander die befreundeten Hände reichen, ſo ſind ſie Beide doppelt ſtark und zweiſchneidige Schwerdter beſchützen ihre Grenzen; Frankreich iſt Oeſterreichs Glaubensgenoſſe; der heilige Vater zu Rom, welcher Oeſterreichs Waffen ſegnet, und uns den Schutz ſeiner Gebete verleiht, würde fortan nicht mehr nöthig haben trauernden Blickes ſein Haupt abzuwenden, um nicht dieſe Bundesgenoſſen des apoſtoliſchen Oeſterreichs zu ſehen, dieſe ketzeriſchen Bundesgenoſſen, welche er als Ungläubige und Gottverdammte verfluchen und verwünſchen würde, wenn ſie nicht eben die Bundesgenoſſen ſeines geliebten Oeſterreichs wären. Aber wenn das apoſtoliſche Frankreich des apoſtoliſchen Oeſterreichs Bundesgenoſſe iſt, dann ſegnet die Kirche das edle Bündniß, und die von der Politik gebotene

Vereinigung wird ſodann eine vom heiligen Vater zu Rom geweihete. Aus Klugheit ſowohl, wie aus Frömmigkeit ſtimme ich alſo für das Aufhören der alten Bündniſſe, für die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs!

Und ich ſtimme laut und freudig der Meinung des Grafen Kaunitz bei, rief Maria Thereſia, ſich mit einer raſchen Bewegung von ihrem Seſſel erhebend, und mit hoheitsvollen Blicken die Verſammlung anſchauend. Der Graf hat geſprochen, wie es meinem kaiſerlichen Herzen wohl thut, er hat geſprochen aus reiner und begeiſterter Liebe zum Vaterland, ſonder Menſchenfurcht und Menſchenrückſicht; ich ſage dem Grafen dafür meinen ſchönſten Dank, und werde mir ſeine Worte wohl überlegen und zu Herzen nehmen!

Und die Kaiſerin, hingeriſſen von ihrer eigenen Begeiſterung, reichte dem Grafen Kaunitz über den Tiſch hinüber ihre Hand dar, welche dieſer mit ungewohnter Lebhaftigkeit an ſeine Lippen drückte.

Graf Uhlefeld ſah mit einem Ausdrucke ſchaudernden Entſetzens auf dieſe ungewöhnliche Scene hin, Bartenſtein war bleich geworden und preßte ſeine Lippen feſt aufeinander, als wolle er einen Ausruf des Zorns zurückdrängen, die Grafen Harrach, Colloredo und Khevenhüller ſtanden da mit geſenkten Häuptern, in

ihrem Innern ſchon überlegend, auf welche Weiſe es ihnen am beſten gelingen möchte, der Freundſchaft des neuen Machtgebers ſich zu vergewiſſern.

Die Kaiſerin achtete gar nicht auf die verſtörten Mienen der Herren Conferenzräthe; große und kühne Gedanken bewegten ihre Seele, ihr Antlitz flammte und leuchtete in der Begeiſterung für ihr geliebtes Vaterland.

Alles für Oeſterreich, ſagte ſie mit einem ſchwärmeriſch gluthvollen Blick gen Himmel. Alles für Oeſterreich, mein Herz, meine Seele, meine Gedanken und meine Wünſche gehören dem Wohl meines Landes. Ich werde Gott bitten, meine Seele zu erleuchten, damit ſie das Rechte wähle, und Oeſterreich die rechten Freunde, und die rechten Feinde auserwähle. Ich habe jetzt von Ihnen Allen Ihren Rath vernommen, und werde mich entſcheiden, ſobald meine Entſchlüſſe gereift ſind, und die rechte Erkenntniß über mich gekommen iſt!

Sie machte mit der Hand eine grüßende Bewegung, und neigte leiſe ihr Haupt zum Abſchiedsgruß. Dann ſchob ſie den Lehnſtuhl haſtig zurück, und verließ unter Vortritt des Oberhofmeiſters ſtolz und hochaufgerichtet den Saal.

Die Herren Conferenzräthe ſtanden in tiefer Ver-

neigung da, bis die Thür ſich hinter der Kaiſerin geſchloſſen, dann richteten ſie ihre Häupter wieder empor, und warfen einander fragende, verwunderte Blicke zu. Nur Kaunitz ſchien ganz unbefangen, ganz unbewegt. Mit der gleichmüthigen Ruhe, die ihn nie verließ, nahm er ſeine Papiere zuſammen, ſchob ſie in die grüne Maroquinmappe, welche er unter ſeinen Arm ſchob und ſich dann leicht vor ſeinen Herren Collegen verneigend, mit leiſen, langſamen Schritten das Gemach durchwandelte und hinaus ging.

Das war ein Verſtoß gegen die Etiquette, welche die Herren Conferenzräthe und Grafen mit neuem Entſetzen erfüllte! Es war ein öffentliches Auflehnen gegen Alles, was bisher am Kaiſerhof gültig und zu Recht beſtehend geweſen. Noch niemals hatte einer der Herren des kaiſerlichen Hofgerichts es gewagt vor dem Obriſtkanzler von Uhlefeld den Saal zu verlaſſen, und jetzt unterfing ſich der jüngſte der beiſitzenden Conferenzräthe ſolcher kühnen Verletzung der Etiquette! — Es war ein Fall von ſo unerhörter, unglaublicher Art, daß Graf Uhlefeld davon wie zerſchmettert war, und Herr von Bartenſtein ſogar ſeine ſtolze hochmüthige Haltung verloren hatte. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm Bartenſtein daher den Arm des Grafen an, und geſenkten

Hauptes, und niedergeſchlagenen Blickes verließen die beiden Freunde den Saal des Oberhofgerichtes, den ſie mit ſo ſiegesgewiſſer Ruhe betreten hatten.

Die Grafen Harrach und Colleredo folgten ihnen ſchweigend nach in den Vorſaal, und verneigten ſich tief und ehrfurchtsvoll vor den beiden gewaltigen Herren, welche ſo eben den Vorſaal verließen.

Kaum aber hatte die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen, als die beiden Herren mit einem ſchadenfrohen Lächeln ſich einander anblickten.

Gefallene Größen, flüſterte Graf Harrach, ausgebrannte Sterne, die geſtern wie Sonnen blitzten, und heute nur noch erkaltete Kohlen ſind, die man zu Aſche zermürbeln wird. Es iſt heute Soirée bei Bartenſtein. Ich werde nicht hingehen! Es wird das erſte Mal ſeit eilf Jahren ſein, daß ich bei denſelben fehle.

Ich hatte den Grafen Uhlefeld auf morgen zu einem Feſt geladen, das ich eigentlich ihm zu Ehren geben wollte, ſagte Graf Colleredo lachend, jetzt werde ich eine plötzliche Erkrankung vorſchützen, und das Feſt abſagen.

Das heißt einen Eclat machen! Sie glauben alſo feſt an das Erlöſchen der Sonnen Uhlefeld und Bartenſtein?

Ich bin davon überzeugt!

Und Sie meinen, die aufgehende Sonne wird Kaunitz heißen?

Wird nicht heißen, lieber Freund, nein, heißt schon Kaunitz! Deshalb hören Sie meinen Rath! Graf Kaunitz ist unbestechlich, aber er hat zwei Schwächen: die Weiber und die Reitpferde! Sie sind im Besitz von zweierlei Dingen, welche, wie ich weiß, schon den Neid des Grafen Kaunitz erregt haben. Die Sängerin Fortina ist Ihre Geliebte, und der Araber, welchen Sie gestern im Spiel dem Fürsten Esterhazy abgewannen, ist nach Kaunitzens Meinung das auserlesenste Thier, das man sehen kann. Schenken Sie also Kaunitz Ihre Geliebte und Ihr schönes Pferd und Sie werden sein Günstling werden!

II.

Der Brief.

Maria Thereſia war, als ſie den Conferenzrath verlaſſen, in das Innere ihrer Gemächer zurückgekehrt. Nachdem ſie die frühen Morgenſtunden ſchon mit Arbeiten und Geſchäftserledigungen hingebracht, und ſodann dem Staatsrath präſidirt hatte, durfte ſie ſich jetzt wohl erlauben, eine kurze Stunde nicht Staatsmann ſondern Weib zu ſein, und im behaglichen Geplauder über die „On dit“ des Tages ein wenig der Sorgen ihrer Regierung zu vergeſſen. Es war überdies die Stunde, welche die Kaiſerin ihrer Toilette zu weihen pflegte, die einzige Stunde im ganze Tage, in welcher Maria Thereſia ſich erlaubte, ganz und gar und mit allen ihren Gedanken Frau zu ſein. Ihre Kammerfrauen pflegten immer nur mit angſtvollem Herzen an jedem Abend dieſer verhängnißvollen Stunde des kom-

menden Tages zu gedenken, und Gott zu bitten, daß dieselbe glücklich vorüber gehen möge, und die Kammerfrau und Vorleserin der Kaiserin, Charlotte von Hieronymus *), hatte oftmals erklärt, daß sie es vorziehe der stolzen Gebieterin Abends drei Stunden die lateinischen Depeschen aus Ungarn vorzulesen, als Morgens auch nur eine halbe Stunde bei dem Haarputz ihrer Gebieterin beschäftigt zu sein.

Aber wie die Kaiserin heute in ihr Putzzimmer eintrat, strahlte ihr Antlitz von einem glücklichen, sanften Lächeln, daß die kleine Vorleserin sich daran ganz ermuthigt fühlte, und sich mit einem glücklichen Ausdrucks hinter dem vor dem hohen Venetianischen Spiegel placirten Stuhl aufstellte, ganz bereit die gefürchtete Toilette der Kaiserin zu beginnen.

Maria Theresia ließ sich mit einem lauten Aufathmen in den Sessel niedergleiten und löste mit eigener geschäftiger Hand das goldene Netz, welches die Fülle ihres schönen langen Haares verbarg.

Heut gieb Dir Mühe, mich recht schön zu machen, Charlotte, sagte sie, indem ihr lächelnder Blick sich dem Spiegel zuwandte, und dort mit Wohlgefallen ihr eigenes Bild zu betrachten schien.

*) Die Mutter der Schriftstellerin Caroline Pichler.

Euere Majestät bedürfen meines geringen Beistandes nicht, um schön zu sein, sagte die Kammerfrau mit ihrer sanften leisen Stimme. Als Ihre Majestät damals in die Reichsversammlung der Ungarn eintraten, hatte keines Friseurs Hand Ihr Haar geordnet, in ungekünstelten Locken umwallte es Ihr Haupt, und alle Welt sagt noch heute, daß keine Frisur so schön ist, als die damaligen Locken der Kaiserin.

Aber das sind dreizehn Jahre her, sagte Maria Thereſia. Dreizehn Jahre, und manche Sorge und mancher Schmerz haben seitdem mein Haupt belastet. Der König von Preußen, der böse Mann, der mir mein liebes Schlesien genommen hat, der ist Schuld daran, wenn mein Haar vor der Zeit ergraut und sich schon Runzeln auf meiner Stirn zeigen.

Wenn er keine andere Schuld auf seinem Gewissen hat, so mag er ruhig schlafen, sagte Charlotte lächelnd. Euerer Majestät Haar ist noch immer so schön, als es war, und die Stirn ist noch nicht von der kleinsten Linie des Alters gezeichnet.

Um der Kaiserin Lippen spielte ein köstliches Lächeln, und rasch ihr Haupt zurückwerfend und ihre kleine Vorleserin und Friseurin mit einem vollen glänzenden Blick anschauend, sagte sie: Meinst also, Charlotte, daß ich

dem Franzel noch immer gefallen kann, und er keine Schand' einlegt mit ſeiner Frau? Nun, ſo putze mich denn heute recht ſchön, auf daß ich dem Kaiſer recht gut in die Augen falle; ich habe ihm heute was Wichtiges zu ſagen, und es wird gut ſein, wenn ich erſt ſeine Augen gewinne, denn dann iſt's leichter ſeinen ganzen Kopf nachher zu gewinnen. Raſch alſo an's Werk, Kind und —

Die Kaiſerin verſtummte, denn die Seitenthür dicht neben ihr ward eben haſtig geöffnet, und die Oberhofmeiſterin Gräfin Fuchs trat mit ungewohnter Eilfertigkeit herein.

Ei, ſchau Einer, rief die Kaiſerin verwundert, da kommt die Füchſin, um meiner Toilette zu aſſiſtiren.

Aber die Oberhofmeiſterin bezeigte keine Luſt auf die frohe Laune der Kaiſerin einzugehen. Sie verneigte ſich mit tiefer, echt ſpaniſcher Grandezza vor ihrer Gebieterin.

Kaiſerliche Majeſtät halten zu Gnaden, wenn ich ſtöre, ſagte ſie leiſe. Allein ich habe Euerer Majeſtät eine Sache von höchſter Wichtigkeit mitzutheilen, welche keinen Aufſchub leidet, und die ich Ew. Majeſtät ſofort und allein mitzutheilen wünſchte!

Ach Füchſin, Sie ſieht gar ſo ernſthaft aus, ſagte

Maria Thereſia zaghaft, es iſt alſo etwas recht Schlimmes, was Sie mir bringt. Nun ſag' Sie's nur grade heraus! Die Charlotte da kennt ſchon manches Staatsgeheimniß und wird alſo auch dies wohl zu bewahren wiſſen.

Kaiſerliche Majeſtät halten zu Gnaden, es iſt kein Staatsgeheimniß, welches ich Ew. Majeſtät, und nur Ihrem kaiſerlichen Ohr vernehmbar, vorzutragen wünſchte.

Die Kaiſerin erbebte, und ihre großen Augen öffneten ſich noch größer. Kein Staatsgeheimniß, ſagte ſie, es iſt alſo Etwas, was mich perſönlich betrifft, Etwas — Geh hinaus, Charlotte, geh in's Cabinet da, und wart, bis ich Dich rufen werde.

Die Kammerfrau entfernte ſich mit haſtigen Schritten. Maria Thereſia ſchaute ihr nach, bis die Thür ſich hinter ihr ſchloß. Dann wandte ſie ſich lebhaft ihrer Oberhofmeiſterin zu.

Jetzt ſind wir allein, ſagte ſie haſtig, jetzt ſprich. Aber raſch, und ohne alle Umſchweife, Füchſin, laß alle Titular weg, und ſag ſchnell, was Du zu ſagen haſt. Es iſt Etwas, was mein Herz feckirt, das fühl' ich ſchon. Sag's ſchnell heraus!

Majeſtät haben mir befohlen, überall ein wachſames Auge zu haben, ſagte die Oberhofmeiſterin mit ihrer

ruhigen, ſanften Stimme, auch die Dienerſchaft der kaiſerlichen Majeſtäten, ſo viel ich vermag, beobachten und überwachen zu laſſen, und von allem Auffälligen, was ich erfahre, ſofort Anzeige zu machen. Nun war mir ſchon ſeit lange ein gewiſſes, geheimnißvolles Weſen des erſten Kammerdieners Sr. Majeſtät des Kaiſers aufgefallen, und ich ließ ihn daher genau beobachten.

Ach, Sie ließ ihn beobachten, murmelte die Kaiſerin, indem ſie in fieberhafter Aufregung ihre Hände ineinanderrieb.

Ja, Majeſtät, ich that es, und vor einer Stunde brachte nun mein Spion die Nachricht, daß der Kammerdiener des Kaiſers ſo eben aus dem Kabinet Sr. Majeſtät gekommen ſei, und ein verſiegeltes Briefchen in der Hand gehalten, mit dem er ſich eiligſt aus dem Schloß entfernt habe.

Ach, warte einen Augenblick, ſagte die Kaiſerin, mein Herz klopft zum Erſticken! Luft! Luft!

Sie riß mit einer wilden Bewegung ihr ſammtnes Mieder auf, und lockerte das darunter angebrachte Corſet. So, ſagte ſie aufathmend, jetzt iſt mir wohler! Jetzt ſprich weiter!

Ich ließ alſo meinen Aufpaſſer an der Pforte, durch welche der Kammerdiener fortgegangen war, warten bis

er zurückkehrte, und hatte mir dann erlaubt, Herrn Gasparbi im Namen Eurer kaiſerlichen Majeſtät zu mir zu beſcheiden.

Und jetzt? fragte die Kaiſerin athemlos.

Jetzt iſt er zurückgekommen, und dem an ihn ergangenen Befehl gemäß hat er ſich ſofort, bevor er noch zu dem Kaiſer ging, zu mir begeben.

So daß, wenn er dem Kaiſer einen Brief als Antwort bringt, er ihn noch bei ſich trägt? fragte Maria Thereſia.

Die Oberhofmeiſterin verneigte ſich bejahend.

Wo iſt der Kammerdiener? fragte die Kaiſerin, deren Athem ſchwer und fieberhaft aus ihrem wogenden Buſen hervorquoll.

Dort im Vorzimmer, Majeſtät!

Du haſt ihn allein gelaſſen? rief Maria Thereſia zürnend. Der ſchlaue Italiener wird die Zeit benutzen, um entweder das Billet dem Kaiſer zu bringen oder es zu verſtecken.

Halten zu Gnaden, Majeſtät, ich habe ihn nicht allein gelaſſen. Der Beichtvater Euerer Majeſtät iſt bei ihm, und Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß die klugen Augen Pater Porhammers nicht zu täuſchen ſind.

Maria Thereſia antwortete nicht ſogleich. Sie ging

haftig einige Male auf und ab und schien nach Athem und nach Ruhe zu ringen. Dann blieb sie mit finstern Blicken und zusammengezogenen Augenbranen stehen.

Rufen Sie den Gaspardi herein, sagte sie, ich will ihn sprechen.

Die Oberhofmeisterin wandte sich eilig der Thür zu, und indem sie diese öffnete, winkte sie hinaus, und gebot im Namen der Kaiserin einzutreten.

Sofort erschien in der Thür die kleine ehrfurchtsvoll gebeugte Gestalt des Herrn Gaspardi, des ersten Kammerdieners Sr. Majestät des Kaisers Franz von Lothringen.

Maria Theresia ging ihm ungestüm entgegen, und blickte mit flammensprühenden Augen auf den, schon seit lange ihr verhaßten Vertrauten ihres Gemahls hin. Aber der schlaue Italiener hütete sich wohl den zornigen Blitzen der kaiserlichen Majestät zu begegnen. Er stand tief gesenkten Hauptes, in ehrfurchtsvoller Demuth da, und harrte unbeweglich der Befehle der Kaiserin.

Sehe Er mich an, Herr Gaspardi, rief Maria Theresia mit einer Stimme, die schon wie ein fernes Gewitterdonnern grollte. Sehe Er mich an und antworte Er auf meine Frage.

Herr Gaspardi hob sein Haupt langsam empor, und seine kleinen schwarzen Augen richteten sich mit

einem Ausdruck vollkommener Unbefangenheit auf das bewegte Antlitz der Kaiserin.

An wen war der Brief gerichtet, den Er vor einer Stunde vom Kaiser erhielt? fragte die Kaiserin.

Majestät, ich habe mich nicht unterstanden die Adresse zu lesen, sagte Gasparbi ruhig. Se. Majestät geruhten mir das Haus zu bezeichnen, wohin ich den Brief tragen sollte, das genügte.

Und was war das für ein Haus?

Majestät, ich habe die Nummer desselben vergessen.

Aber in welcher Straße lag das Haus?

Majestät halten zu Gnaden, diese harten deutschen Worte werden meinem armen Kopfe so schwer, daß ich sie nur mit Mühe so lange behalte, als nöthig ist, und sie dann wieder vergesse!

Er will mir also nicht sagen, wohin Er den Brief des Kaisers getragen hat?

Majestät, es ist mir ganz unmöglich, denn ich habe es vergessen!

Die Kaiserin trat heftig einige Schritte auf ihn zu, und ihre flammenden Augen schienen diesen kühnen Menschen, der es wagte, ihr zu widerstehen, zerschmettern zu wollen.

Nun, sagte sie mit lauter gebieterischer Stimme, ich

ſehe wohl, Er iſt ein ſchlauer und verſchmitzter Menſch, aber dies Mal ſoll Er mir doch nicht entgehen! So befehle ich ihm denn als ſeine Kaiſerin und Herrin, mir den Brief herauszugeben, den Er in ſeinem Wamms verborgen hat! Ich ſelber will ihn dem Kaiſer übergeben!

Signor Gaspardi ſtutzte, und unwillkührlich die Hand auf ſeine Bruſt drückend, als wolle er den Schatz behüten, den er da verborgen hielt, ſagte er zaudernd: Majeſtät halten zu Gnaden, ich habe keinen Brief!

Da hat Er ihn, da in Seiner Bruſttaſche, rief die Kaiſerin mit donnernder Stimme. Wage Er es nicht, es zu beſtreiten, ſondern gebe Er ihn gutwillig heraus, wenn Er nicht will, daß ich die Lakayen rufe, daß ſie Ihm mit Gewalt den Brief entreißen.

Ew. Majeſtät wollen alſo, daß ich ein treuloſer und verrätheriſcher Diener meines Herrn werde? fragte Gaspardi ſeufzend.

Er dient Seinem Herrn beſſer, wenn Er mir den Brief giebt, als wenn Er dem Kaiſer denſelben zuträgt, ſagte Maria Thereſia haſtig. Noch einmal, ich befehle Ihm, mir den Brief zu geben!

Signor Gaspardi ſeufzte tief auf und wagte es mit flehenden Blicken in das Antlitz der Kaiſerin zu ſchauen. Aber als er die von Zorn gerötheten Wangen der Kai-

ſerin, ihre zitternden Lippen, ihre flammenden Augen gewahrte, fand er nicht den Muth ihr noch länger zu widerſtehen. Mit einem tiefen Seufzer zog er aus ſeinem Buſen den verhängnißvollen Brief hervor, und überreichte ihn der Kaiſerin.

Maria Thereſia ſtieß einen Schrei der Wuth aus, und ſtürzte ſich mit dem wilden Zorn einer Löwin auf dieſes Papier, das ſie in ihrer zitternden Hand zerquetſchte.

Majeſtät, Majeſtät, flüſterte die hinter ihr ſtehende Oberhofmeiſterin, wollen Hochdieſelben nicht die Gnade haben, vor allen Dingen den Kammerdiener zu entlaſſen, damit er Ihren Zorn nicht ſieht, und aller Welt davon erzählen kann?

Wehe Ihm, wenn er es wagt, einer menſchlichen Seele davon zu erzählen, rief die Kaiſerin, den drohenden Arm, in deſſen zuſammengeballter Hand ſie den Brief hielt, gegen den Italiener erhebend. Wehe Ihm auch, wenn Er dem Kaiſer ſagt, was hier vorgefallen iſt!

Der Himmel behüte mich, daß ich die Geheimniſſe meiner Kaiſerin verrathen ſollte, betheuerte Gasparbi. Aber welche Antwort ſoll ich dem Kaiſer bringen!

Er wird dem Kaiſer ſagen, daß er ihm keine Antwort zu bringen hat, und dies wird nicht die erſte Lüge

ſein, mit der Er ſeinen Herrn betrügt, ſagte Maria Thereſia verächtlich, indem ſie dem Italiener winkte hinaus zu gehen. Dann, als dieſer ihrem Befehle genügt hatte, wandte ſie ſich mit einer Geberde verzweiflungsvollen Schmerzes an ihre Oberhofmeiſterin.

Ach, Margaretha, rief ſie tief bewegt, welch ein unglückliches beklagenswerthes Weib ich bin! Ich habe keinen andern Mann geliebt, als nur meinen Gemahl! Mein ganzes Herz, meine ganze Seele gehört Ihm, und Ihm allein, und er verläßt ſein treues Weib, die Mutter ſeiner Kinder, um andern Weibern ſeine Liebe darzubringen, die Mir gehören ſollte!

Aber vielleicht iſt er nur verführt, ſagte die Gräfin, welche vor neugierigem Verlangen glühte, zu wiſſen, von wem der Brief an den Kaiſer herrühre. Vielleicht iſt es nur irgend eine dieſer leichtſinnigen ehrgeizigen Coquetten, welche von Verlangen glühen, den ſchönen Kaiſer in ihre Netze zu ziehen, und ſich ihm daher überall in den Weg drängen!

Die Kaiſerin hörte kaum auf ihre Worte. Sie hatte die Hand geöffnet, und betrachtete mit finſtern Blicken das zerknitterte Papier.

Oh, murmelte ſie leiſe, es iſt mir, als ob tauſend Dolchſpitzen aus dem Papier hervorſpringen, um ſich

tief in meine Seele einzubohren. Und wer ist das Weib, die den kühnen Muth hat mir den Mann meiner Liebe und Treue entreißen zu wollen? — Ach, wehe ihr, wenn ich ihren Namen erfahre, rief sie dann mit lauter donnernder Stimme. Und ich werde ihn erfahren! Ich selbst werde den Brief meinem Gemahl übergeben, er soll ihn in meiner Gegenwart öffnen, und mir die Unterschrift zeigen! Ach, ich werde Gerechtigkeit üben, strenge Gerechtigkeit! Der Ehebruch ist ein fluchwürdiges Verbrechen, und Keiner soll in meinen Landen ungestraft solche Sünde ausüben! Ach, wenn ich nur den Namen wüßte, den Namen dieser fluchwürdigen Coquette, welche mir meinen Gemahl verführt hat!

Aber dieser Name ist ja leicht zu erfahren, sagte die Oberhofmeisterin, Ew. Majestät haben nur nöthig den Brief zu öffnen, und zu lesen, um Alles zu erfahren, was Sie wissen wollten.

Die Kaiserin sah sie fast betroffen an. Du meinst, ich sollte diesen Brief, welcher nicht an mich gerichtet ist, öffnen?

Die Oberhofmeisterin deutete lächelnd auf das Papier hin. Sehen Ew. Majestät nur, das Siegel ist schon erbrochen. Sie haben es in Ihrer Hand zerdrückt. Es ist also nur nöthig das Papier auseinander zu schlagen,

um zu ſehen, von wem der Brief iſt. Ich wette, er iſt von der ſchönen Tänzerin Riccardo, welche der Kaiſer geſtern im Ballet ſo ſehr bewunderte, und von der er zu ſeinen Cavalieren zu äußern geruht hat, daß er niemals ein ſo ſchönes Weib geſehen.

Die Kaiſerin ächzte ſchmerzvoll, und zwei große Thränen rannen langſam über ihre Wangen nieder. Aber ſie ſchüttelte ſie mit einer wilden Bewegung fort, und dieſe ſichtbaren Zeugen ihrer Rührung ſchienen ſie faſt zu beſchämen.

Es iſt elend und ſchwach, um den Treuloſen zu weinen, ſagte ſie. Es ziemt mir zu richten, und zu ſtrafen, und das will ich auch! Als Kaiſerin und oberſte Richterin ſteht es mir wohl an, die Namen der Schuldigen zu erforſchen, und das im Dunkeln dahin ſchleichende Verbrechen an das Licht zu ziehen. Ich will alſo den Namen dieſer Perſon kennen, welche es wagt mit dem Gemahl der regierenden Kaiſerin einen geheimen und daher ſtrafwürdigen Briefwechſel zu unterhalten. Und da ich, um dieſen Namen erfahren zu können, dieſen Brief öffnen muß, nun ſo werde ich ihn öffnen! Aber indem ich es thue, ſchwöre ich, daß ich nichts weiter leſen will, als nur die Unterſchrift, nur den Namen!

Denn nur um dieſen zu wiſſen, und nicht aus ſtrafwürdiger Neugier öffne ich den Brief.

Und nachdem Maria Thereſia ſo ihre eigenen Scrupel über ihre Berechtigung zu der Handlung, die ſie eben begehen wollte, glaubte beſchwichtigt zu haben, öffnete ſie mit raſcher Hand das Siegel, und ſchlug den Brief auseinander. Aber getreu ihrem ſich ſelber geleiſteten Schwur, las ſie auch nicht eine Zeile dieſes Papiers, ſondern ſchaute nur nach des Namens Unterſchrift.

Riccardo, ſagte ſie mit vor Zorn zitternder Stimme. Sie hat's errathen, Füchſin, er hat eine Amour mit der Riccardo! An ſie hat der Kaiſer geſchrieben, von ihr kommt dieſe Antwort!

Sie faltete den Brief mit anſcheinender Ruhe wieder zuſammen, und legte ihn auf den Tiſch. Nur zitterte ihre Hand als ſie das that, und eine tiefe Bläſſe überflog ihre Wangen.

Die Oberhofmeiſterin ließ ſich nicht täuſchen von dieſer anſcheinenden Ruhe. Sie kannte dieſelbe ſehr wohl, und wußte, daß dieſe Ruhe nur der Windſtille gleiche, welche dem ausbrechenden Gewitterſturm vorhergeht. Sie näherte ſich daher mit leiſen Schritten der Thür, und winkte dem im Vorſaal harrenden Pater, einzutreten.

Die Kaiſerin achtete nicht darauf. Sie ſtand noch

immer vor dem Buch und ſtarrte den Brief an, aber allmälig war die Bläſſe von ihren Wangen verſchwunden, und hatte einer tiefen Röthe Platz gemacht; ihre Augen, welche vorher wie von Thränen umdüſtert waren, flammten jetzt und ſchoſſen Blitze des Zorns, und ihre weit geöffneten Naſenlöcher, ihre zitternden Lippen, ihr wogender Buſen verriethen den Sturm, der ihr Inneres durchtobte.

Oh, ich werde dieſes Weib unter meinen Füßen zertreten, murmelte ſie zwiſchen ihren zuſammengepreßten Zähnen hervor, indem ſie ihre Hand drohend, wie zu einem tödtlichen Schlage erhob. Ich werde der ganzen Stadt, dem ganze Lande, der ganzen Welt ein Beiſpiel geben, wie Maria Thereſia die Sünde haßt, und das Verbrechen ſtraft, ohne Anſehn der Perſon. Beide Schuldige, Beide ſoll mein Zorn treffen, ob auch das Herz der Frau darüber brechen mag, die Kaiſerin muß das Verbrechen ſtrafen! Und das will ich, bei der heiligen Jungfrau ſei's geſchworen, das will ich! Man ſoll nicht ſagen, daß es an meinem Hofe hergeht, wie an dieſen ſchamloſen Höfen von Verſailles und Petersburg! Ich will nicht, daß der böſe Mann, der mir mein Schleſien genommen hat, auch über mich und meinen Hof ſolche ſanglante Witze machen darf, wie er es über Eliſabeth von Rußland und die Marquiſe von Pompadour

gethan. Ich will nicht, daß die treulosen Männer sich vor ihren unglücklichen und weinenden Weibern damit entschuldigen dürfen, daß der Kaiser selber ihnen das böse Beispiel gebe, und daß die Kaiserin dulden und ertragen müsse, gleich jedem andern Weibe. Nein, nein, nein! Es soll Ordnung, Sitte und Gerechtigkeit herrschen! Mein Zorn soll die Schuldigen treffen, wer sie auch seien. Mein Zorn soll dieses Weib wie mit einem göttlichen Blitzstrahl zerschmettern, und dann will ich meinen Gemahl rufen, und ihm zeigen, was er gethan, und welch ein Verbrechen er auf sich geladen hat!

Ew. Kaiserliche Majestät werden den Vater Ihrer Kinder nicht öffentlich beschimpfen wollen, sagte eine sanfte Stimme hinter ihr. Die Kaiserin wandte sich hastig um, und gewahrte jetzt erst ihren Beichtvater, den Pater Vorhammer, der neben der Oberhofmeisterin stand, und mit ruhiger, fast neugieriger Aufmerksamkeit die glühende Zornesrede der Kaiserin mit angehört hatte. Aber jetzt, wie die Kaiserin ihn ansah, trug sein Antlitz den Ausdruck tiefen Mitgefühls, schmerzlicher Trauer, und die großen dunkeln Augen langsam gen Himmel erhebend, schien er den Segen Gottes herabzuflehen auf die tiefgekränkte, unglückliche Kaiserin.

III.

Die Keuschheits-Commission.

Maria Theresia näherte sich ihrem Beichtvater hastigen Schrittes. Wie? fragte sie glühend, Ihr wagt es, für den Kaiser zu sprechen? Ihr wollt meinem gerechten Zorn Einhalt gebieten.

Das will ich, das muß ich! sagte der Jesuit mit sanfter Stimme. Die Ehre des Kaisers ist die Ehre der Kaiserin, die Ehre der Prinzen und der Prinzessinnen, des kaiserlichen Hauses. Ew. Majestät werden den Schleier Ihrer Liebe über das Vergehen Ihres Gemahls ausbreiten, damit die Welt nichts davon erfahre!

Nein! rief Maria Theresia ungestüm. Ich sollte den Treulosen nicht einmal strafen? Ich sollte diese tiefe Beleidigung schweigend hinnehmen?

Der fromme Pater lächelte. Möge die beleidigte

Gemahlin ſprechen, möge die ſchöne Frau den Treuloſen ſtrafen, nur die ſchöne Kaiſerin möge ſchweigen und verzeihen.

Und auch Ihr ſoll ich verzeihen? rief die Kaiſerin grimmig, auch dieſer Frau, welche das fluchwürdigſte Verbrechen begangen, welche, ſelber vermählt, mit einem vermählten Manne gebuhlt hat. Nein, mein Vater, ich muß dieſe Verbrecherin ſtrafen und ich will es!

Und ſolches iſt die Pflicht Eurer Majeſtät, ſagte der Pater ruhig. Nur darf dieſe Frau nicht ahnen, weshalb Ihr ſie ſtraft. Straft ſie alſo um ihrer allgemeinen, nicht um ihrer einzelnen Schuld willen. Sie iſt ein leichſinniges, üppiges und verführeriſches Weib, welches die Männer mit ihren Blicken verlockt, und ſündige Gedanken in ihren Herzen erweckt, eine leichtfertige Schönheit, welche mit einem Lächeln ihres Mundes den Weibern ihre Gatten, den jungen Mädchen ihre Verlobten, entführt. Möge die Verführerin alſo verſchwinden, damit auch die Sünde verſchwinde. Möge Ew. Majeſtät dieſe Signora Riccardo, welche in den wenigen Tagen ihres Hierſeins ſchon ſo viel Unheil angerichtet hat, aus Wien verbannen, um der allgemeinen Sittlichkeit genug zu thun, und möge ſie

diese Buhlerei im Uebrigen mit schweigender Verachtung strafen.

Ja, so soll es sein, rief Maria Theresia, deren Zorn sich schon zu lindern begann. In dieser Stunde noch soll sie Wien verlassen, und nie wieder hieher zurückkehren. Ihr habt Recht, ehrwürdiger Vater, dieses Weib muß sogleich entfernt werden!

Und ganz hingerissen von der Leidenschaft ihres eifersüchtigen Herzens eilte die Kaiserin zu ihrem Schreibtisch, und warf mit hastiger Hand einige Zeilen auf das Papier, das sie dann mit ihrer Unterschrift dem Pater Porhammer darreichte.

Es ist ein Befehl an Bartenstein, sagte die Kaiserin, diese Frau, wenn sie nicht gutwillig in zwei Stunden abreist, mit Polizeibedeckung aus Wien zu entfernen. Wir werden also von diesem Dämon befreit werden, und wieder Ruhe in uns selber finden! Aber wie lange wird diese Ruhe dauern, fuhr sie nach einer Pause mit schmerzlichem Seufzen fort. Wie lange, und eine andere Schönheit wird kommen, den Männern die Köpfe zu verrücken, und die Frauen weinen zu machen. Ach mein Vater, wenn wir die Tugend nicht in den Herzen der Männer erwecken können, wird die Sünde immer darin wach bleiben!

So müssen wir vor allen Dingen versuchen, die Sünde zu ertödten, sagte der Pater feierlich. Denn die sterbende Sünde ist die gebärende Mutter der Tugend! Eurer Majestät geziemt es, über die Herzen ihres Volkes zu wachen, die Sünde zu verfolgen, die Tugend zu erwecken. Wenn die gewöhnlichen Mittel nicht dazu ausreichen, so muß man sich der ungewöhnlichen bedienen, und da die Menschen sind wie die Kinder, so soll man sie behandeln als Kinder, so soll man ihnen Vormünder und Wächter setzen, welche den offenen Brunnen zudecken, bevor das Kind hinein fallen kann, welche jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege der Wandelnden entfernen, damit ihr Fuß nicht daran straucheln möge. Ernennt also Eurem Volk eine Anzahl Wächter, welche die Tugend überwachen, und die Sittlichkeit behüten, welche Eurer Majestät, der Mutter Ihres Volkes, sogleich Anzeige machen, von jedem Vergehen, welches begangen werden soll, von jeder Gefahr, welche Einem aus Ihrem Volke droht. Euere Majestät haben eine Polizei eingesetzt, welche wachen soll über das Eigenthum der Menschen, setzen Sie nun auch eine Polizei ein, welche wache über das höhere Eigenthum der Menschen, über ihre Sittlichkeit und Keuschheit!

Ja, rief die Kaiserin glühend, ja das will ich thun!

ott hat Euren Geiſt erleuchtet, ehrwürdiger Vater,
ıd von Ihm kommen die Worte, welche Ihr ſo eben
ſprochen. Ja, ich will eine Polizei ernennen, welche
e Tugend meines Volkes überwacht, und mir Kunde
ben ſoll von jeder Gefahr, welche die Sittlichkeit be-
oht. Ich will, daß mein Volk keuſch ſei und rein,
mit die heilige Jungfrau unſere Schutzpatronin ſein
ıd bleiben könne, und nicht zu erröthen habe, wenn
e auf uns ſchaut. Die Tugend und die Keuſchheit,
elche die regierende Kaiſerin von Rußland aus ihrem
eiche verjagt hat, ſie ſoll in dem Reiche der regieren-
en Kaiſerin von Oeſterreich ein Gegenſtand der Ver-
hrung und der Anbetung ſein, und alle Welt ſoll es
iſſen, daß Maria Thereſia die Leichtfertigen und die
aſterhaften verabſcheut und mit ihrer Strafe verfolgt.

Die Unkeuſchen werden Zeter ſchreien, ſagte der
ater, aber die Keuſchen und Tugendhaften werden Euch
egnen, Euch, die erhabene Beſchützerin der Tugend, die
üchtige, keuſche Kaiſerin!

Und alsdann wird meine Kaiſerin nicht mehr nöthig
aben zu weinen, und die Flatterhaftigkeit des Kaiſers
ı fürchten, ſagte die Oberhofmeiſterin. Es werden
berall Wächter ſein, welche die Blicke, die Worte, die
edanken, welche noch nicht zu Handlungen gereift ſind,

die Wünſche, die ſich in einem Lächeln, einem Händedruck verrathen, überwachen, und Ew. Majeſtät warnen, damit ſie die Gefahr entferne, und die Verführung ſtrafe, noch ehe ſie ihr Werk gethan hat!

Die kluge Gräfin war ſich wohl bewußt, daß ſie mit ihren Worten die innerſten Gedanken der Kaiſerin ausgedrückt, und die eiferſüchtige Frau in ihren vielleicht noch wankenden Entſchlüſſen durch die ſchmeichleriſchen Hoffnungen, die ſie ihr erregte, beſtärkt habe.

Ach, flüſterte Maria Thereſia, und zum erſten Mal flog jetzt wieder ein Lächeln durch ihre Züge hin, ich werde meinen theuren Gemahl vor dem Verbrechen der Untreue bewahren, ich werde ſeine Seele und ſein Herz rein erhalten können von ſündigen Gedanken und laſterhaften Wünſchen. Er wird wieder Mein ſein, Mein, und ganz allein nur Mein! — Aber jetzt, meine Freunde, fuhr ſie dann lauter fort, jetzt laßt uns eilen, unſer heiliges Werk zu vollführen. Von Euch, ehrwürdiger Vater, iſt es ausgegangen, Euch geziemt es, ihn in's Leben zu rufen. Ihr ſollt den Plan ausarbeiten zu unſerer Polizei der Tugend und Keuſchheit, und ihn mir vorlegen. Euch ernenne ich hiermit vorläufig zum Commiſſarius in dieſer Sache, und es iſt an Euch,

mir Eure Vorſchläge zu machen, denen ich meine Genehmigung gewiß nicht verſagen werde!

So werde ich den Herrn bitten, daß er mein Herz erleuchte, auf daß ich Eurer Majeſtät die richtigen Vorſchläge mache, rief der Pater mit frommem Augenaufſchlagen.

Alle Mittel ſind recht und gut, welche die Tugend, befördern und meinem Volk die Keuſchheit wiedergeben können, ſagte die Kaiſerin.

Aber über Ihren edlen und herrlichen Plänen für die Zukunft, vergeſſen Euere Majeſtät die Gegenwart, flüſterte die Oberhofmeiſterin. Noch verweilt die Signora Riccardo in unſern Mauern, und der Kaiſer könnte leicht zu ihr gehen, um, da er keine ſchriftliche Antwort erhalten, ſich eine mündliche zu holen!

Maria Thereſia erbebte, und deutete haſtig auf das Papier hin, das der Pater noch immer in ſeiner Hand hielt. Jetzt, ehrwürdiger Vorſteher meiner zukünftigen Keuſchheits-Commiſſion, ſagte ſie, jetzt mögt Ihr Eure erſte Amtsverrichtung antreten, und Alles anwenden dieſe Signora Riccardo ſo ſchnell als möglich, und wenn es ſein kann, ohne Aufſehen aus Wien zu entfernen. Ich ſelber werde meinem Gemahl ihre Abreiſe anzeigen! Verlaßt mich alſo, meine Freunde, und nehmt Beide

meinen Dank mit für den Eifer und die Treue, die Ihr mir heute auf's Neue bewährt habt! Eilen Sie jetzt, ehrwürdiger Vater, und schaffen Sie dies gefährliche Weib aus Wien fort, und Sie, Frau Oberhofmeisterin, haben die Güte mir die kleine Charlotte her zu bescheiden, und die andern Kammerfrauen anzuweisen, daß sie sich im Garderobenzimmer bereit halten. Ich will heute große Toilette machen, und alle meine Kinder sollen um mich versammelt sein, wenn ich meinen Gemahl empfange!

Sie winkte einen gnädigen Abschiedsgruß, und die Oberhofmeisterin und der Jesuit verließen langsam und leise, gesenkten Blickes, das Gemach der Kaiserin.

Draußen, im Vorsaal angelangt, hob der Pater indeß sein Haupt empor, und nachdem er sich mit einem raschen Blick überzeugt hatte, daß Niemand außer ihnen Beiden im Vorsaal sei, heftete er seine düsterflammenden Augen auf die Oberhofmeisterin, welche ihn mit einem feinen Lächeln anschaute.

Wenn wir diesen Plan durchführen, werden wir allmächtig sein, flüsterte er, und ganz Wien wird vor uns zittern, und Gnadeflehend uns zu Füßen liegen.

Wir werden ihn durchführen, sagte die Oberhofmeisterin, die Kaiserin ist eifersüchtig und ehrgeizig. Sie

will die Liebe ihres Gemahls mit keiner Andern theilen, und sie will, daß die Welt sie preise als die Beschützerin der Tugend und Keuschheit. Sie wird also diese Polizei der Keuschheit in's Werk setzen!

Und ich werde ihr erster Commissarius sein, sagte Porhammer freudig, und Sie werden mir als treue Gefährtin zur Seite stehen! Wir Beide werden fortan die Kaiserin und den Kaiser nicht allein, sondern auch ganz Wien, und das Gewissen jedes Einzelnen beherrschen, denn wir werden alle Geheimnisse wissen, und von uns wird es abhängen, ob wir sie in Nacht begraben, oder in die Oeffentlichkeit des Gerichtsaals ziehen wollen.

Und Alles dieses werden wir thun zur Ehre Gottes und der Kirche, sagte die Oberhofmeisterin begeistert.

Ad majorem Dei gloriam! murmelte der Priester mit frommem Händefalten, indem er sich mit einem tiefen Kopfneigen von der Gräfin beurlaubte, welche in das anstoßende Gemach eilte, um die kleine Vorleserin und Friseurin Charlotte von Hieronymus zur Kaiserin zu berufen.

IV.

Die Toilette der Kaiſerin.

Maria Thereſia empfing ihre Kammerfrau mit einem finſteren Geſicht, welches das Herz der armen Charlotte erbeben machte. Mit einem verſtohlenen Seufzer ſchwang ſie ſich auf dem Fußſchemel empor, den ſie hinter den Stuhl der Kaiſerin geſtellt, und begann das Haar der Kaiſerin aufzulöſen, und mit langſamen vorſichtigen Strichen zu durchkämmen Maria Thereſia ſchaute ihr in dem großen Venetianiſchen Spiegel, vor welchem ſie ſaß, mit finſtern Blicken zu. Sie bemerkte ſehr wohl, daß die Hand Charlottens zitterte vor Angſt, und das erzürnte ſie noch mehr. Aber Maria Thereſia war nicht mehr in dieſen glücklichen Jahren der Jugend, in denen auch der Zorn nur die Schönheit höher aufleuchten macht, und ihr einen neuen Reiz verleiht. Sie bemerkte das, wie ſie ſich eben ſelber im Spiegel

betrachtete. Der Zorn brannte nicht in einzelnen Purpurroſen auf ihren Wangen, ſondern er übergoß mit ſeiner Gluth ihr ganzes Angeſicht, er gab ihrem Munde einen unangenehmen Zug, und rief auf ihrer Stirn Falten hervor, welche man ſehr leicht mit den Runzeln des Alters hätte verwechſeln können. Maria Thereſia ſah das, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt.

Ach mein Gott, murmelte ſie leiſe in ſich hinein, um Ihm noch gefallen zu können, müßte ich nur lächelnd vor ihm erſcheinen, denn das Lächeln iſt der letzte Sonnenglanz der Schönheit. Aber wie ſoll ich lächeln, wenn mein Herz ſo voll Kummer iſt! Ich werde häßlich werden, und Franz wird ſich von mir wenden! Er hat geſagt, Riccardo ſei die ſchönſte Frau der Welt, und ach, ich weiß noch die Tage, in denen er ſelig zu meinen Füßen lag und dieſelben Worte zu mir ſprach. Iſt das denn vorbei und zu Ende? Bin ich denn nur noch eine alte vergeſſene Frau?

Sie beugte ſich ſo haſtig vornüber, um ihr Antlitz noch näher im Spiegel zu betrachten, daß ihre Kammerfrau, welche eben das ſchwere und kunſtvolle Toupée von Puffen und Flechten aufſteckte, faſt das Gleichgewicht verlor und mit der Haarnadel, die eben das

Haar befeſtigen ſollte, ein wenig das Haupt der Kaiſerin verletzte.

Maria Thereſia fuhr empor. Es hatte nur eines kleinen Anlaſſes bedurft, um ihren Zorn zum Ausbruch kommen zu laſſen, und ſie fühlte ſich faſt erleichtert, jetzt einen ſolchen Anlaß gefunden zu haben. Eine Fluth von Scheltworten und Anklagen ergoß ſich jetzt über das Haupt der armen, kleinen Kammerfrau, welche demuthsvoll und ſchweigend ihren Dienſt weiter fortſetzte, und jetzt das Bouquet von weißen Roſen mit Goldblättern nahm, das ſie auf der Spitze des Toupées befeſtigen wollte. Aber die Kaiſerin, welche gewahrte, daß dieſe weißen Roſen ganz dazu geeignet waren die Röthe ihres Geſichtes noch mehr hervorzuheben, riß die Blumen fort, und warf ſie mit einer ungeſtümen Bewegung zur Erde nieder.

Ihr ſeid Alle wider mich, Alle meine heimlichen Feinde, ſagte ſie zornig. Es iſt Euch eine Luſt, mich recht zu verunſtalten, und mich recht garſtig herauszuputzen. Aber ich durchſchaue Euch Alle, und mein gerechter Zorn wird Euch Alle treffen und zerſchmettern. Hat man jemals ſolche Geſchmackloſigkeit geſehen, als dieſen Aufbau da, der mich zwingt, den Kopf ſteif zu halten, wie ein hölzern Bild, und mir das Anſehen

eines wandelnden Thurms aus dem Schachspiel giebt. Schnell eine andere, vernünftige Frisur, und ich rathe Ihr, daß sie besser und kleidsamer sei.

Die Kammerfrau wagte nicht, die Kaiserin daran zu erinnern, daß sie selber heute Morgen aus den neuen Modeblättern, welche der französische Gesandte ihr geschickt, sich diese Frisur ausgewählt, sondern löste schweigend die Bänder und Kissen los, welche das Toupée hielten, und begann eine neue Frisur. Aber auch diese fand nicht die Gnade der Kaiserin, und die Vorwürfe und Scheltworte rollten auf's Neue wie dunkle Korallenperlen von den Lippen der Kaiserin, während Charlotte bleich, angstvoll und bebend kaum noch im Stande war, die Thränen zurückzudrängen, welche ihre Augen umdüsterten.

Endlich war das schwierige Werk vollendet, und nachdem die Kaiserin mit einem letzten Blick auf den Spiegel sich überzeugt hatte, daß ihr Kopfputz wohl geordnet und kleidsam sei, rief sie mit lauter und gebieterischer Stimme nach ihren Kleidern! Sofort öffnete sich die Seitenthür, und die Kammerfrauen kamen in feierlicher Prozession mit dem großen Reifrock und den goldgestickten Hackenschuhen, dem schweren silberbrokatenen Schleppenrock, und dem gleichartigen Mieder,

an deſſen Vorderſeite eine Reihe köſtlicher Brillantknöpfe flimmerte und blitzte. Die Kaiſerin, welche ſonſt während ihrer Toilette es liebte mit ihren Frauen zu plaudern, und ſich von ihnen die kleinen Begebenheiten des Pallaſtes vorſchwatzen zu laſſen, blieb heute indeſſen vollkommen unnahbar und ſtill. Sie ließ es ſchweigend geſchehen, daß ihre Frauen vor ihr knieend ihr die hohen Schuhe anlegten, und vertauſchte ſtumm ihren „Hanſerl", den kleinen Reifrock der Morgentoilette, mit dem großen Korbreifrock der Mittagstoilette. Sie hatte ſelbſt für das prachtvolle ſilbergeſtickte Gewand keinen einzigen Blick, und ſchaute nur, während ſie ſich ankleiden ließ, zuweilen hinüber nach Charlotte von Hieronymus, welche da drüben in der Fenſterniſche ſtand und mit traurigem Geſicht und verweinten Augen des Momentes harrte, wo die übrigen Kammerfrauen die Toilette der Kaiſerin beendigt hatten, wo ihr dann, bevor ſie ſich zurückziehen durfte, die Pflicht oblag, noch eine letzte ordnende Hand an den Kopfputz der Kaiſerin zu legen.

Maria Thereſia, wie geſagt, war heute durchaus ſchweigſam und ſtill, und ſelbſt das Gemurmel der Bewunderung nnd des Entzückens, mit welchem ihre Frauen jetzt ihre vollendete prachtvolle Toilette anſtarrten, konnte der Kaiſerin nicht das leiſeſte Lächeln abge-

winnen. Sie verabſchiedete die Kammerfrauen mit einem kurzen ſtummen Wink mit der Hand und begab ſich dann während dieſe hinaus gingen, zu dem großen Spiegel, welcher ihr in voller Herrlichkeit ihre ganze Geſtalt zurückſtrahlte. Mit prüfenden, faſt neugierigen Blicken ſchaute ſie ſich an, und allmälig kam es wie ein freudiges Leuchten in ihre großen blauen Augen, und ein ſonniges Lächeln umflatterte ihre Lippen.

Nein, ſagte ſie ganz laut, es iſt nicht wahr, ich bin noch nicht alt und nicht häßlich. Es ſchimmert noch ſo Etwas vom letzten Sonnenſtrahl der Jugend auf meiner Stirn, und ich denke, mein ſchönſter und liebſter Franzel ſieht das auch noch zuweilen, und wenn er an meiner Seite ſteht, vergißt er doch noch zuweilen alle andern Frauen der Welt, und denkt daran, daß ich die Liebſte ſeiner Kindheit und ſeiner Jugend bin, und daß wir treulichſt und tapfer durch böſe und ſchlimme Tage mit ſchöner und unveränderlicher Liebe im Herzen dahin gewandelt ſind. Ach, ich glaub's nun und nimmermehr, daß der Kaiſer die Signora Riccardo die ſchönſte Frau der Welt genannt hat, und wenn er es gethan, ſo hat er es vielleicht nur aus Verdrießlichkeit, aus Langerweile geſagt. Er langweilt ſich zuweilen, mein armer liebſter Kaiſer, und aus bloßer Langerweile ſucht er ſich durch

irgend eine kleine Amour zu zerſtreuen, aus bloßer Lan
gerweile wird er mir ungetreu; aber er kehrt doch imme
wieder zu mir zurück, denn er weiß wohl, daß er mi
das Herz brechen würde, und daß alle Größe und all
Herrlichkeit mir werthlos iſt ohne ſeine Liebe.

Die Kammerfrau und Vorleſerin, welche mit den
Kamm in der Hand hinter Maria Thereſia ſtand, hatt
in peinlichſter Verlegenheit und Angſt dieſem Selbſtge
ſpräch zugehört, und der rührende klagende Ton, mi
welchem dieſe von Glanz und Pracht umgebene, in
Schmuck der Brillanten ſtrahlende Kaiſerin geſprochen
hatte all ihren Unmuth, ihre Mißſtimmung über die ebe
erſt erduldeten Demüthigungen und Kränkungen ſchwin
den gemacht. Aber eine tödtliche Angſt peinigte jetz
ihr zitterndes Herz. Die Kaiſerin hatte ohne Zweife
gar keine Ahnung von ihrer Anweſenheit, ſie hatte ver
geſſen, daß die Kammerfrau pflichtſchuldig da war, dich
hinter der Kaiſerin, alſo jedes dieſer Worte, welche
Maria Thereſia geſprochen, vernehmen mußte. Si
ſtand hinter ihrer Gebieterin, aber die ſtolze hohe Geſtal
der Kaiſerin und der große Reifrock, den ſie angelegt
verdeckte ganz und gar die kleine zierliche Geſtalt de
Kammerfräuleins, und Maria Thereſia, welche im Spiege
ihre eigene Geſtalt muſterte, konnte gar nichts gewahre

von der kleinen Vorleserin, welche sich hinter ihr barg. Charlotte von Hieronymus fürchtete also, daß der Zorn der Kaiserin auf's Neue erglühen würde, wenn sie gewahr ward, daß sie eine unfreiwillige Zuhörerin ihres Selbstgespräches gewesen, und dennoch wagte sie durch keinen Laut, kein Aufathmen ihre Anwesenheit zu verrathen.

Aber plötzlich wandte die Kaiserin sich zu ihr um, und mit einer hastigen Bewegung ihren Arm um den Hals Charlottens legend, und sie näher zu sich heranziehend, rief sie mit schmerzvoll zitternder Stimme: laß dich warnen, Charlotte, und heirathe niemals einen Mann, der nichts zu thun hat*)!

Oh Majestät, ich will niemals heirathen, rief das junge Mädchen, ganz hingerissen von der Vertraulichkeit der Kaiserin. Ich will, wenn Ew. Majestät es gnädig gestatten, bleiben was ich bin.

So, und willst zuweilen auch meinen Zorn geduldig hinnehmen? fragte die Kaiserin, sie leicht auf die Stirn küssend. Weißt es jetzt warum ich zornig war, und warum mein Herz inwendiglich so sehr blutete, daß es sich nach außen Luft machen mußte, im Aufschreien und Zürnen, um nicht zu ersticken. Hab Dich mein inner-

*) Maria Theresias eigene Worte: Siehe Caroline Pichler: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Thl. I. S. 30.

lichſtes Herz ſehen laſſen, denn meine kleine Vorleſe
welche ſo manches große Staatsgeheimniß mit mir th
darf auch wohl das Privat-Geheimniß ihrer Herrin wi
Und zudem, fuhr die Kaiſerin leiſer, und wieder in
ſelbſt verſinkend, fort, zudem iſt mein trauriges Geh
niß der Welt wohl ſehr bekannt, und wäre ich
eine Kaiſerin, ſo möchte man mich wohl beklagen!
mit einer Kaiſerin hat Niemand Mitleid, und kein Me
glaubt, daß unter dem Purpurmantel und dem gol
Mieder ein armes, blutendes Frauenherz ſchlagen k
Und es ſoll's auch Niemand ahnen und wiſſen,
kein Menſch ſoll ſich unterfangen mich beklagen
wollen. Der Welt gegenüber will ich nur die Kaiſ
ſein, und wenn Maria Thereſia zuweilen klagt und ſe
ſo darf das nur Gott hören, und vielleicht ein
das ſie liebt! Geh jetzt, Charlotte, und hör', — ve
Alles, was ich geſagt habe, das Böſe vorher, und
Traurige jetzt, denk nur, daß ich immer und zu
Zeiten Deine gnädige Kaiſerin bin. Und nun, Charl
geh und ſage der Aja des kleinen Prinzen Ferdin
daß ſie mir den Buben hierher bringen ſoll, ſogl
Sodann ſag dem Kammerhuſaren im Vorzimmer,
er alle meine Prinzen und Prinzeſſinnen zu mir n
und ſobald ſie bei mir eingetreten ſind, alsdann

Kaiser sich begeben, und ihn mit einem schönsten Empfehl von mir ersuchen soll, mir sofort die Ehre seines Besuches zu gönnen.

Ich will's versuchen sein Herz zu rühren, und ihn mit meiner Liebe zu mir zurückzurufen, sagte die Kaiserin leise vor sich hin, als die Kammerfrau das Zimmer verlassen hatte. Ich will ihm keine Vorwürfe machen, will nicht schelten und zanken, will ihn auch nicht fühlen lassen, daß ich die regierende Kaiserin bin, und daß ich also wohl doppelt das Recht habe von ihm Liebe und Treue zu fordern, denn er ist nicht bloß mein Gemahl, sondern auch mein erster Vasall. Aber ich will nicht zu seiner Pflicht sprechen, sondern nur zu seinem Herzen, und ich denke, das wird ihn rühren, und er wird's bereuen, daß er seiner armen Therese so viel Kummer macht, denke daß —

Ihre zitternde Stimme versagte ihr den Dienst, eine wehmuthsvolle Rührung bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. — Die Kaiserin trocknete sie mit der Fläche ihrer von Brillantringen funkelnden Hand fort, und ging hastig der Aja entgegen, welche ihr eben den kleinsten ihrer Prinzen, den erst wenige Monate alten Ferdinand brachte.

V.

Ein kaiſerliches Ehepaar.

Eine halbe Stunde ſpäter waren die Prinzen und
zeſſinnen, welche Maria Thereſia hatte zu ſich beſch
laſſen, im Kabinet der kaiſerlichen Mutter verſam
Es war eine reizend ſchöne Gruppe, welche dieſe
ſchöne Frau da inmitten der anmuthig jugendlichen
ſtalten ihrer Kinder darbot, und die Kaiſerin
dieſe Gruppe nicht ohne Coquetterie und Eitelkei
rangirt. Sie ſtand hochaufgerichtet mit dem k
Prinzen im Arm in der Mitte des Zimmers, ih
Seite die beiden zehn- und ſechsjährigen Prinzeſſ
Eliſabeth und Amalie, während die noch jüngern k
drei Prinzen und Prinzeſſinen vor ihrer Mutter,
bis über ihre Kniee hinaufragend, aufgeſtellt n
Neben dieſer Gruppe an dem geöffneten Klavier
ſaß die älteſte der Prinzeſſinnen, die funfzehnj

Elisabeth, das rosige Antlitz halb rückwärts gewandt
u der Kaiserin, während ihre Finger leise über die
Tasten dahin glitten, und zuweilen hier und da einen
Accord, einen einzelnen Ton flüchtig angaben! —

So, inmitten ihrer Kinder, erwartete die Kaiserin
ihren Gemahl, den sie, nicht durch seine Pflicht, sondern
urch sein Herz zurückführen, und dem sie sich daher
n Glanz ihrer Schönheit und zugleich in der Hoheit
ihrer Mutterwürde zeigen wollte.

Eben öffnete der Kammerhusar die Thür und mel-
ete, daß der Kaiser soeben seine Zimmer verlassen habe,
nd durch die lange Gallerie hierher komme. Die Kai-
erin winkte ihm hinaus zu gehen, und sich dann an die
Prinzessin Elisabeth wendend, sagte sie: nun merk wohl
uf! Sobald der Kaiser hier in der Thür erscheint, schlägst
Du auf die Tasten, und schlägst einen mächtigen Tusch,
nd Ihr, meine Kinder, hebt Alle Eure Händchen empor,
nd ruft: Vivat hoch! Es lebe unser Vater, unser Kaiser,
nd unser Herr! Still jetzt, ich höre schon seinen Schritt
m Vorzimmer! Mach Dich fertig, Elisabeth!

Das Ohr der Kaiserin hatte sich nicht getäuscht, die
Thür öffnete sich und auf der Schwelle erschien die
hohe, schlanke Gestalt des Kaisers Franz. Wie er die
unerwartete, schöne Gruppe vor sich gewahrte, blieb er

überraſcht ſtehen, und ein heiteres köſtliches Lächeln flog durch ſeine männlich ſchönen kräftigen Züge hin.

In dieſem Moment ließ Prinzeſſin Eliſabeth den „mächtigen Tuſch“ ertönen, und die kleinen kreiſchenden Kinderſtimmen riefen mit lautem Jauchzen: Vivat hoch, es lebe unſer Vater, unſer Kaiſer, und unſer Herr! aber die ſonore, volle Stimme der Kaiſerin tönte dazwiſchen: es lebe mein Kaiſer und mein Gemahl! Und als habe dieſer zwei Mal wiederholte Ruf alle Saiten in dem Herzen der Kaiſerin erklingen gemacht, und ſie müßten jetzt austönen in einem begeiſterten Liede, öffnete Maria Thereſia ihre purpurnen Lippen, und ſang mit voller, mächtig ſchöner Stimme die erſte Strophe eines dieſer zärtlichen, glühenden und ſehnſuchtsvollen Lieder, wie ſie Metaſtaſio gedichtet, und zu denen Haſſe die Muſik geſchrieben. — Prinzeſſin Eliſabeth begleitete mit leiſen Accorden den volltönenden Geſang der Kaiſerin, die mit glühenden Wangen, ſtrahlend vor Begeiſterung, ihren kleinen Knaben im Arm in der Mitte ihrer lauſchenden Kinder da ſtand und mit flammenden Blicken hinüber ſchaute nach dem Gemahl, der halb verlegen, halb gerührt die überraſchende Gruppe betrachtete.

Als die Kaiſerin jetzt ſchwieg, trat ihr Gemahl zu ihr hin und neigte ſich nieder, um den vollen ſchönen

Arm zu küſſen, auf welchem der kleine Prinz ſaß, und dabei ſeiner Gemahlin halb leiſe einige Worte der Bewunderung und des Entzückens über ihre Schönheit zuzuflüſtern.

Aber werden Sie mir gnädigſt ſagen, Majeſtät, fragte er dann laut, wodurch ich heute einen ſo himmliſchen Empfang und eine ſo bezaubernde Ueberraſchung verdient habe?

Die Kaiſerin warf ihm einen faſt zürnenden Blick zu und neigte ſich zu der kleinen zweijährigen Prinzeſſin Joſepha nieder.

Sag Du einmal dem Kaiſer, was für ein Feſttag heute iſt? befahl ſie, und das Kind rief mit ſchmetternder Stimme: es iſt heute kaiſerlicher Mama's Hochzeitstag.

Der Kaiſer ſchrak zuſammen und trat einen Schritt zurück. Unſer Hochzeitstag, murmelte er, und ich konnte das vergeſſen!

Seht doch, mein Gemahl, ſagte die Kaiſerin mit einem Lächeln, das ſie ihrem Herzen abrang, ich bin gewiß, daß Sie dieſen Tag nicht vergeſſen haben. Die Erinnerung daran ſchlummerte nur in Ihrem Herzen, die langen ſechszehn Jahre unſerer Ehe hatten dieſe ſchöne und heilige Erinnerung eingeſchläfert, und darum

habe ich alle meine Kinder um mich verſammelt, damit ihre hellen ſchmetternden Stimmen die Schlafende wach rufen ſollten, auf daß ſie ihre Augen aufſchlüge und rückwärts ſchaue in die ſchöne Vergangenheit.

Der Kaiſer ließ ſeine verlegenen Blicke über die Gruppe ſeiner Kinder hinſchweifen und froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fragte er: Und weshalb, wenn Sie alle Ihre Kinder riefen, iſt nicht auch der Joſeph gekommen?

Er iſt wieder ſtörriſch und eigenſinnig geweſen, und da es mitten in der Lection war, hat der Lehrer es ihm als Strafe zudictirt, daß er nicht hierher kommen durfte, ſagte die Kaiſerin achſelzuckend.

Der Kaiſer wandte ſich haſtig der Thür zu. Ich will gehen, und ihn frei bitten, ſagte er. An einem ſolchen Feſttag will ich alle meine lieben Kinder um mich ſehen, und der Joſeph, unſer zukünftiger Kaiſer, darf nicht fehlen!

Nicht doch, bleiben Sie, mein Gemahl, rief die Kaiſerin, welche ſehr wohl die Abſicht des Kaiſers begriff, ſich dieſer peinigenden Situation zu entziehen. Laſſen Sie den Joſeph bei ſeinem Lehrer; nach been-

beter Lection wird er hierher kommen. Sie müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen bei uns zu bleiben, auch ohne den zukünftigen Kaiſer, deſſen Regierungsantritt, wie ich hoffe, noch um einige Jahre ſich hinaus ſchieben wird. Oder wollte mein Gemahl mit dieſer glücklichen Wendung mich heute, an meinem Hochzeitstag, daran erinnern, daß ich alt genug ſei, um an meinen Todestag denken zu müſſen?

Der Kaiſer ſah ſie erſchrocken und fragend an. Dieſer in ihrem Antlitz aufflammende Zorn ſchien ihn, obwohl er hinlänglich vertraut mit der reizbaren Gemüthsart ſeiner Gemahlin war, dennoch zu überraſchen, und er fragte ſich vergeblich nach der Urſache deſſelben. — Aber Maria Thereſia, eingedenk ihres Entſchluſſes, nicht zu zürnen, ſondern den Gemahl durch Liebe zu ſich zurück zu rufen, ſchaute ihn jetzt wieder mit einem ſtrahlenden Lächeln an.

Der Kaiſer ſchüttelte gedankenvoll ſein Haupt, und ſah ihr tief in die Augen: es iſt nicht Alles in Ordnung, ſagte er halblaut, Du lächelſt nicht wie ein Weib, ſondern wie eine Löwin!

Nun denn, ſagte ſie aufflammend, und auf ihre Kinder deutend, die Löwin wollte Ihnen ihre Jungen zeigen! Sie werden eines Tages Löwen und Löwin-

nen ſein, und dann, ſo Gott will, jedes Unrecht, das man ihrer Mutter gethan, zu rächen ſuchen.

Und die Kaiſerin, welche fühlte, daß die lang zurückgehaltene Eiferſucht wieder mit mächtigen Flammen in ihr aufzuckte, und ihr Opfer verlangte, die Kaiſerin befahl ihren Kindern das Gemach zu verlaſſen, und reichte den kleinen Prinzen der herbeigerufenen Aja dar und hieß ſie ſich Alle entfernen.

Es iſt ein Wetter im Anzug, ſagte der Kaiſer leiſe zu ſich ſelber, und mit ängſtlicher Scheu blickte er nach ſeiner Gemahlin, welche hochathmend den Kindern nachſchaute, die durch die Thür hinaus ſchritten. Als dieſe Thür ſich endlich geſchloſſen, wandte Maria Thereſia raſch ihr Haupt zu ihrem Gemahl um.

Und Sie hatten alſo wirklich gar nicht daran gedacht, daß heute unſer Hochzeitstag iſt? fragte ſie. Nicht der leiſeſte Schlag Ihres Herzens mahnte Sie daran, nicht die leiſeſte Erinnerung an die Vergangenheit tauchte in Ihnen auf?

Der Kaiſer zuckte leicht die Achſeln. Meine Erinnerungen hängen nicht am Datum, und nicht an Tagen, ſagte er. Was liegt daran, daß heute zufällig das Datum unſers Hochzeitstages iſt? Ich feiere die Erinnerung an jene Stunde, wo die ſchöne, die ſtolze und

glanzvolle Kaiserstochter ſich mir, dem armen kleinen Lothring'ſchen Prinzen, vermählte, mit jedem neuen Tage neu, und ich weiß gar nicht, daß das ſchon ſechszehn Jahre her iſt, denn es iſt mir, als wäre es erſt geſtern geweſen. So komm denn, meine ſchöne und holde Thereſia, komm und laß Dich umarmen, und mit meinen Küſſen Dir danken für all das Glück, das ich Dir ſchulde. Sieh, wir ſind allein, und dürfen daher wohl ein wenig unſere Majeſtät und die häßliche läſtige Etiquette ablegen, und als Mann und Weib zueinander reden in herzlichſter Eintracht und Liebe.

Er wollte ſie in ſeine Arme ziehen, aber die Kaiſerin trat ſtolz einen Schritt zurück. Dieſe unbefangene ſorgloſe Zärtlichkeit ihres Gemahls empörte ſie; daß der Treuloſe, und Schuldige ſo ganz ohne Zerknirſchung und Reue in dieſer Stunde ihr gegenüber ſtehen konnte, entflammte ihren Unmuth zu heißen Zornesgluthen.

Wahrlich, mein Gemahl, es ſteht Ihnen wohl an, von Liebe und Eintracht zu reden, ſagte ſie glühend, Ihnen, welcher der Liebe zu ſeiner Gemahlin längſt vergeſſen, und nur Aug' und Sinn für andere Weiber hat.

Ach, alſo wieder eiferſüchtig, ſeufzte der Kaiſer mißmuthig. Mein Gott, wollen Sie uns denn immer

wieder durch ſolche unbegründete Befürchtungen den Himmel unſers Glückes trüben?

Und Sie nennen das unbegründete Befürchtungen, rief die Kaiſerin, indem ſie den zerknitterten Brief aus ihrem Buſen hervorzog und ihn ihrem Gemahl zeigte. Sehen Sie da den Beweis meines gerechten Argwohns! Dieſem Beweiſe gegenüber werden Sie nicht mehr ſagen dürfen, daß ich einer unbegründeten Eiferſucht mich hingebe, dieſem Beweiſe gegenüber werden Sie geſtehen müſſen, daß die Angſt, mit der mein Herz ſich marterte, leider nur zu ſehr gerechtfertigt war.

Und was iſt das für ein Beweis, wenn es erlaubt iſt, Ew. Majeſtät zu fragen?

Es iſt ein Brief, eine Antwort auf einen Brief, den Ew. Majeſtät vor einigen Stunden an eine Frau geſandt, von der Sie geſtern erſt geſagt, daß ſie die ſchönſte Frau der Welt ſei.

Ich entſinne mich durchaus nicht, das von irgend einer Dame geſagt zu haben, und wundere mich nur, daß Ew. Majeſtät ſolchem müßigen Geklätſch Ihr Ohr leihen, ſagte der Kaiſer nicht ohne Bitterkeit. Wahrlich, wäre ich, wie Sie, das regierende Haupt eines großen Kaiſerſtaates, ich würde nicht Zeit finden, ſolchen albernen Pallaſtklätſchereien zuzuhören.

Ew. Majestät werden sehr wohl thun, sich durchaus nicht um die Verwendung meiner Zeit zu kümmern, und sich nicht in das Regierungswesen zu mischen, das Sie nichts angeht, rief die Kaiserin außer sich vor Zorn. Ich allein bin die regierende Kaiserin, und ob ich meine Zeit gut anwende, darüber möge mein Volk entscheiden, nicht aber der Kaiser, der sehr wenig weiß, wie man seine Zeit anzuwenden habe, und der müßige Liebesbriefe schreibt, während ich mit meinen Ministern im Staatsrath arbeite.

Ich habe einen Liebesbrief geschrieben! sagte der Kaiser gelassen.

Maria Theresia stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden. Und er wagt es noch zu leugnen, rief sie ingrimmig. Sie haben es also ganz und gar vergessen, daß Sie heute morgen Ihren Vertrauten Signor Gaspardi mit einem Briefe ausgesandt?

Nein, ich habe das durchaus nicht vergessen? sagte der Kaiser verlegen, und den glühenden Blicken der Kaiserin ausweichend.

Sie bemerkte es, und ihre Augen schossen jetzt Blitze des Zornes. Sie gestehen also ein, daß Sie einen Brief geschrieben, mit dem Gaspardi heimlich sich aus dem

Schloß davon ſchlich, und auf den Sie ſehnſuchtsvoll die Antwort erwarteten?

Er hat mir indeſſen gar keine Antwort gebracht, ſagte der Kaiſer verlegen.

Hier iſt die Antwort, rief die Kaiſerin, ihm das Papier darreichend. Ich befahl Gasparbi, den Brief, den er für Ew. Majeſtät zurückbrachte, in meine Hände zu legen, denn ich ſelber wollte ihn Ew. Majeſtät übergeben!

Und Sie haben dieſen Brief, welcher an mich gerichtet war, geleſen? fragte der Kaiſer mit faſt ſtrengem Ton.

Die Kaiſerin erröthete und blickte verwirrt zur Erde nieder. Nein, ſagte ſie, ich habe ihn nicht geleſen.

Der Brief iſt indeſſen geöffnet? ſagte der Kaiſer, das zerknitterte Papier aus der Hand der Kaiſerin nehmend. Wer hat es gewagt, einen Brief, der meine Addreſſe trägt, zu öffnen, und dieſes Siegel zu brechen?

Und der Kaiſer, welcher ſonſt immer ſo freundlich und milde, ſo nachgebend und verſöhnlich ſeiner Gemahlin gegenüber erſchien, ſtand jetzt hoch aufgerichtet mit zürnendem Antlitz und blitzenden Augen vor ihr.

Maria Thereſia blickte faſt erſtaunt in ſein Angeſicht, und ſie geſtand ſich, daß ſie es niemals edler und

ſchöner geſehen, es erfüllte ſie mit einer heimlichen Freude, daß ſie faſt ein Gefühl der Angſt und des Zitterns vor ihm empfand, und daß er den Muth hatte ihr zu zürnen.

Ich habe es gewagt, dieſes Siegel zu brechen, ſagte ſie, aber ich ſchwöre es Ihnen, ich habe keine Sylbe dieſes Briefes geleſen, ich wollte nur die Unterſchrift deſſelben ſehen, und dieſe Unterſchrift genügt mir, um zu wiſſen, daß ich, obwohl eine Kaiſerin, doch eine verrathene und verlaſſene Frau bin, vergeſſen von dem Gemahl, der mir Liebe und Treue geſchworen, und mich ſo weit erniedrigt, mir eine Tänzerin zur Rivalin zu geben, und mit einer Theaterprinzeſſin zu korreſpondiren!

Und um das beſtimmt zu wiſſen, genügte Ihnen die Unterſchrift dieſes Briefes? fragte der Kaiſer.

Sie genügte mir!

Und Sie haben nichts weiter geleſen, als die Unterſchrift?

Nein!

Nun denn, Madame, ſo bitte ich Sie jetzt, den ganzen Brief zu leſen, ſagte der Kaiſer ernſt, indem er das Papier auseinanderſchlug, und es der Kaiſerin darhielt. Da Sie einmal, allen Völkerrechten zum Trotz,

das Siegel meines Geheimniſſes gebrochen haben, ſo fordere ich, daß Sie den ganzen Brief leſen, und ſich nicht an der Unterſchrift genügen laſſen.

Die Kaiſerin ſah ihn faſt entſetzt an. Sie wollen, daß ich einen an Sie gerichteten Liebesbrief leſe?

Ich bitte, daß Sie dieſen, von Ihnen erbrochenen, und meinem Kammerdiener mit Gewalt entriſſenen Brief leſen, und zwar bitte ich ihn laut zu leſen, damit ich wenigſtens den Inhalt erfahre!

Nun denn, ſagte die Kaiſerin mit einem zerſchmetternden Zornesblick auf ihren Gemahl, ich werde Ihnen den Brief vorleſen, und ich werde kein Wort, keine noch ſo zärtliche Phraſe zurückhalten!

Leſen Sie! ſagte der Kaiſer.

Maria Thereſia nahm das Papier haſtig aus ſeiner Hand und mit lauter drohender Stimme begann ſie zu leſen.

„Allergnädigſter Kaiſer! Ew. Majeſtät haben die Gnade um meinen Rath zu fragen, und meine Hülfe zu begehren. Ich verſichere aber Ew. Majeſtät, daß Sie ſelber dem heiligen Geheimniß viel näher auf der Spur ſind, als ich. Ew. Majeſtät ſind der Meiſter, ich nur ein demüthiger unwiſſender Schüler, und nur den Wiſſenden iſt es gegeben, zu ſchauen, und in die

Urgeheimniſſe der Weltenſchöpfung einzudringen. Der erhabene Meiſter, dem ich einſt diente, hat mich Unwürdigen freilich eingeführt in die Vorhallen des heiligen Tempels der Wiſſenſchaft, und was ich da erſchaut, bin ich freudig bereit, zu Ew. Majeſtät Kenntniß zu bringen, mit Ew. Majeſtät zu arbeiten, um das zu finden, was wir Alle ſuchen. Ich werde mich alſo heute Abend zu der bezeichneten Stunde bei Ew. Majeſtät vorſtellen, und wir werden dann ſehen, ob die erhabene Idee, die Ew. Majeſtät beſchäftigt, ſich verwirklichen läßt, und ob der Brennſpiegel einen Solitaire zu bilden vermag. Ew. Majeſtät ganz unterthänigſt"

Riccardo.

Davon verſtehe ich kein Wort, ſagte die Kaiſerin verwirrt, nachdem ſie zu Ende geleſen.

Ich aber verſtehe jedes Wort, erwiderte ihr Gemahl mit einem feinen Lächeln, und da Ew. Majeſtät einmal auf eine ſo — ungeſtüme Weiſe in die Vorhallen meines Geheimniſſes eingedrungen ſind, ſo will ich Sie nun auch in den Tempel und zu dem Allerheiligſten deſſelben führen. Zuvörderſt alſo bekenne ich Ew. Majeſtät, daß ich wirklich eine Leidenſchaft nähre, eine Leidenſchaft, welche mir ſchon viel ſchlafloſe Nächte

gemacht, und die mich ſogar beſchäftigt und zerſtreut hat, wenn ich an Ihrer Seite bin!

Und Sie wagen es mir das in's Geſicht zu ſagen? rief die Kaiſerin empört.

Ich wage es, denn dieſem Briefe gegenüber wäre das Leugnen unnütz.

Aber ich ſehe gar nichts von Leidenſchaft oder Liebe in dieſem Briefe, murmelte Maria Thereſia, wieder mit haſtigen Blicken die Zeilen überfliegend.

Und doch iſt in jedem Wort davon die Rede, und ich geſtehe Ew. Majeſtät, daß ich, um meiner Leidenſchaft genug zu thun, ſchon mehr als dreimalhunderttauſend Gulden und mindeſtens für hunderttauſend Gulden Brillanten weggeworfen habe!

Die Schöne Ihres Herzens iſt alſo entweder eine ſehr ſpröde oder eine ſehr eigennützige Perſon, ſagte Maria Thereſia, ihre Hände ineinander ringend, und kaum im Stande ihre Thränen zurückzuhalten.

Ja, ſie iſt ſehr ſpröde, ſagte der Kaiſer, und alle meine Goldgulden und Brillanten ſind nutzlos verſchwendet worden, ſie will mir ihr Geheimniß nicht verrathen! Und doch hat ſie es einigen Begnadigten, Auserwählten anvertraut, dem Grafen Saint Germain zum Beiſpiel!

Dem Grafen Saint Germain? fragte die Kaiserin erstaunt.

So sagte ich, Majestät. Er ist einer der wenigen Glücklichen, welchen die spröde Schöne ihr heiligstes Weltenschöpfungs-Geheimniß anvertraut hat, und ich würde ihm dasselbe freudig mit Millionen abkaufen. Aber er ist unerbittlich, und nachdem er mir zwei Mal hier seine Epiphanie gemacht, hat er mich verlassen, ohne mich aufzunehmen in das heilige Geheimniß. Nun erfuhr ich zu meinem Entzücken gestern, daß sich hier in Wien jetzt ein Mann befinde, der noch bis vor kurzer Zeit der vertrauteste Genosse und Freund des Grafen Saint Germain gewesen, und es war daher natürlich ihn aufzusuchen, und zu mir zu bescheiden. Ich schrieb also an Signor Riccardo —

Signor Riccardo? fragte die Kaiserin. Dieser Brief also war an einen Mann gerichtet?

An den Mann der schönen Tänzerin Riccardo.

Diese Person ist verheirathet?

Verheirathet, und wie man sagt, soll sie sogar ihren Mann leidenschaftlich lieben, und eine durchaus ehrbare Frau sein.

Demzufolge war jener Brief nicht an die Signora gerichtet, sondern an ihren Mann?

So iſt es!

Und die Leidenſchaft von welcher Sie ſprachen, und die Ihnen ſchon ſo viele Tauſende koſtet, iſt die Goldmacherkunſt?

Die Goldmacherkunſt, die aufzugeben ich Ew. Majeſtät allerdings feierlich verſprochen hatte. Aber die Leidenſchaft wollte nicht von mir weichen, und ich mußte mich ihr wieder gefangen geben, denn ſie war ſtärker als ich. Aber um Ew. Majeſtät nicht zu kränken, hielt ich ſie geheim vor Ihnen, und wollte Ihnen nicht bekennen, daß ich wieder in meinem Laboratorium arbeite. Es beſchäftigt mich jetzt eine neue, eine glückliche Idee! Ich will es verſuchen, mit einem Brennſpiegel kleine Diamanten aufzulöſen und zu einem großen zuſammenzuſchmelzen, und dazu will ich Riccardo's Hülfe in Anſpruch nehmen, deshalb habe ich an ihn geſchrieben.

Die Kaiſerin antwortete ihrem Gemahl mit einem heitern, fröhlichen Lachen, und dicht zu ihm herantretend ſtreckte ſie ihm ihre beiden Hände entgegen.

Franzel, ſagte ſie freundlich, ich bin eine arme Thörin, und es war einmal wieder recht unnützes Zeug, was da in meinem Herzen wirbelte, und meinen Kopf verdreht machte. Seh's ja ein, Franzel, daß die Krone

durchaus eine Kaiſerin nicht davor behütet, daß ſie zuweilen doch ein recht albern Weib iſt. Sei wieder gut, Herzenslieber, und verzeihe mir die Eiferſucht um der Liebe willen.

Sie hielt ihm immer noch ihre beiden Hände entgegen und ſah ihn mit zärtlichen Blicken an. Aber der Kaiſer nahm ihre Hände nicht, und erwiederte ihr Anſchauen mit ernſten ſtrafenden Blicken.

Madame, ſagte er, die Eiferſucht würde ich ihnen verzeihen, ſchon um deswillen, weil ſie ein Unglück iſt für jeden, der von ihr heimgeſucht wird. Aber Sie ſind mit Ihrer Eiferſucht meiner perſönlichen Würde, meiner Mannesehre zu nahe getreten, und das darf und das kann ich Ihnen nicht verzeihen. Sie ſehen, daß ich Sie in allen Ihren Anſprüchen und Vorzügen ehre, daß ich es freudig ertrage, an dieſem Hofe die zweite Stelle einzunehmen, und mich damit begnüge nicht der Kaiſer, ſondern der Gemahl der Kaiſerin zu ſein. Ich will nicht ſagen, daß ich es ohne Opfer und ohne Entſagung gethan habe, denn es regen ſich in meinem Herzen auch allerlei ehrgeizige Wünſche und Träume, und zuweilen gelüſtete es mich, da Sie mich doch zu Ihrem Mitregenten gemacht haben, nun auch mit zu regieren! Aber ich ſah immer wieder, daß meine Mitregentſchaft

Ihnen unbequem und lästig sei, und ich fügte mich Ihrem Willen, weil ich Sie nicht bloß liebe, sondern auch verehre und Ihre Ueberlegenheit anerkenne. Ich habe also allen ehrgeizigen Wünschen entsagt, und bin zufrieden überall als die zweite Figur, als der Gemahl der Kaiserin betrachtet zu werden, nur nicht im Innern meines Hauses und meiner Gemächer! Da bin ich der Kaiser und der Herr, da bin ich der selbstherrschende alleinregierende Kaiser, und ich werde es nimmer dulden, daß man auch bis dahin mir meine Souveränetät streitig machen will. Mag man die Würde des mitregierenden Kaisers bekritteln und beschneiden, die Würde des Mannes soll man mir nicht schmälern dürfen!

Und behüte der Himmel, daß irgend Jemand das wagen sollte, rief Maria Theresia, welche mit wahrem Entzücken in das stolze erregte Antlitz ihres Gemahls schaute, und fand, daß er niemals schöner gewesen als in dieser edlen Aufwallung seiner gekränkten Mannesehre.

Sie haben das gethan, Majestät, sagte der Kaiser ernst. Sie haben es sich nicht genügen lassen, mich zu beargwöhnen, mit Spähern zu umgeben, sich durch boshafte Horcher und Verleumder jedes meiner Worte, die, welche ich gesprochen, und die, welche man erfunden, vorschwatzen zu lassen, sondern Sie sind auch so weit

gegangen, mich meinen eigenen Dienern gegenüber zu compromittiren, und ihnen meine Ehre Preis zu geben, indem Sie Sich ihnen gegenüber als die Herrin ihres Herrn darstellten, und sie nöthigten Ihre Befehle auszuführen, welche den meinigen gegenüber standen. Ich befahl Gaspardi, Niemand als mir selber den Brief Riccardo's zu übergeben, Niemand zu sagen, wohin er gehe, und Sie haben einen bis dahin treuen Diener gezwungen, ungehorsam zu sein, und seinen Herrn zu verrathen.

Es ist wahr, sagte die Kaiserin, ich habe Unrecht gethan, und sehe mein Unrecht ein und werde vergüten. In Gegenwart Gaspardi's werde ich Dich um Verzeihung bitten, und ihm dann gern und freudig das Zeugniß geben, daß er ein treuer Diener ist, welcher seinen Herrn nicht verrathen hat, und nur der Gewalt gewichen ist. Verspreche auch mich zu bessern, und nimmermehr zu zweifeln an dem Herzen meines edelsten und schönsten Kaisers, dessen Liebe das schönste und strahlendste Juwel meiner Krone ist, und ohne den es für mich auf Erden kein Glück und keine Freude, vielleicht sogar im Himmel keine Seligkeit giebt. Bist nun wieder gut, Herzensfranzerl, und willst Deiner Theresia wieder freundlich sein?

Sie hatte ihr Haupt dicht zu ihm geneigt, und schaute ihn an mit so liebeseligen, herzigen Blicken, daß

der Kaiſer nur mit Mühe widerſtand und ſeine Aug abwandte von ihrem reizenden Angeſicht.

Sei wieder gut, Herr Kaiſer, fuhr ſie ſchäkernd fo denke halt, Du haſt mich genug abgeſtraft, und haſt n genug Herzensängſte gemacht, und mich zappeln laſſ mit Deinen hochtönenden Phraſen vorhin von der groß Leidenſchaft, die Dein Herz gefangen hielt. Dachte ſchi das meine müßte mir zerſpringen vor Kummer u Wehe. Willſt alſo jetzt gut ſein laſſen, Franzel, u mir verzeihen?

Und Du? Willſt mir meine Diener nicht me verführen? Meine Briefe nicht mehr erbrechen, u keine Späher und Verleumder mehr anhören?

Ich will immer nur Dich anhören, Franzel, u keinem andern glauben, als Dir allein. Sei wieder g Franzel, dann erzähl' ich Dir auch eine ganz friſ Neuigkeit, mit der wir nächſtens die Welt überraſch wollen, und die, ſo Gott will, eine ganz neue Ordnu der Dinge herbeiführen ſoll.

Nun, laß hören, ſagte der Kaiſer lächelnd, we die Neuigkeit gut iſt, will ich Dir auch wieder gut ſei

Sie iſt gut, meine Neuigkeit, rief die Kaiſerin glühend, ſie iſt gut, denn eine neue Zukunft bringt uns, Rache an unſern Feinden. Rache an dieſem böſ

freigeiſtigen Mann, der mir mein Schleſien genommen hat, und ſich brüſtet damit, daß er die Aufklärung, das heißt, den Unglauben in die Welt gebracht hat!

Du haſt es alſo dem armen König von Preußen immer noch nicht verziehen, daß er Dir ein Stück von Schleſien genommen hat? fragte der Kaiſer, lächelnd ſein Haupt wiegend.

Hab's ihm nicht verziehen, und werd's ihm nimmer verzeihen! Das beſte Stück von Schleſien hat er mir genommen, wider alle Gerechtigkeit und allen Brauch. Mit gewaltthätiger Hand iſt er eingefallen in meine Lande, daß ich wie eine Bettlerin flüchten und zu den Ungarn jammern mußte um Erbarmen und Hülfe. Kann dieſe Demüthigung nimmer vergeſſen und verſchmerzen, und nimmer dem Mann verzeihen, der mir das angethan hat, und noch dabei ſchöne Worte macht, und der Welt beweiſen will, daß er in ſeinem Recht iſt, und nur genommen hat, was ihm gehört, und was ſeinen Vorfahren nur gewaltthätig entzogen worden.

Und doch iſt dieſer Friedrich ein großer Mann, rief der Kaiſer, und zum Heile Deutſchlands hoffe ich, daß wir eines Tages uns in Frieden und Freundſchaft mit ihm einigen werden, denn nur alsdann kann auch Europa Frieden haben!

Aber nimmer kann das geſchehen, rief Maria Thereſia, nimmer kann Oeſterreich der Freund ſein dieſes Preußens, das ſich unterfangen will, mit ihm um den erſten Platz in Deutſchland kämpfen zu wollen, und die ganze Vergangenheit verleugnend, ſich den Anſchein geben möchte, als ſei es berechtigt ſich unſers Gleichen zu nennen. Nein, nein, es iſt ein Urfehde zwiſchen Oeſterreich und Preußen, und nicht eher wird wieder der Friede über die Welt dahin leuchten, als bis das eine Land das andere unter ſeinen Füßen zertreten, es in ſeiner mächtigen Hand zerquetſcht und zerrieben hat! Da aber ſei Gott vor, daß es dereinſt Oeſterreich ſei, welches dem Uſurpator Preußen weichen müſſe. Dies zu vermeiden müſſen wir wachſam ſein, und die Vergangenheit erwägend, mit feſtem Aug' in die Zukunft ſchauen. Die Vergangenheit aber hat mich gelehrt, daß alle die Bündniſſe und Verträge, welche wir geſchloſſen, uns in der Stunde der Gefahr zu Nichts nütze geweſen, daß unſere bisherigen Bundesgenoſſen nicht mächtig oder nicht willig waren, uns beizuſtehen gegen das übermüthige Preußen. Trotz Englands Freundſchaft, Hollands Subſidien und Rußlands Bundesgenoſſenſchaft hat mir der König von Preußen ein Erbſtück meines Landes fortgenommen, und müßiges Bedauern, und elende Vertröſtun-

gen auf die Zukunft ſind die einzigen Hülfstruppen meiner Bundesgenoſſen geweſen. Deshalb will ich mich jetzt nach andern Bundesgenoſſen umſehen, welche geeigneter und bereitwilliger ſind mir beizuſtehen in der Stunde der Gefahr, und das iſt die große Neuigkeit, welche ich Ihnen mittheilen wollte, daß ich hoffe neue Bundesgenoſſen zu finden, welche mir beiſtehen werden wider Preußens Uebermuth, und mit uns vereint kämpfen werden gegen dieſen ketzeriſchen und ungläubigen König, der es wagt die heilige Kirche ſogar und den Papſt zu verſpotten, und dem in ſeines Herzens Härtigkeit nichts heilig iſt außer ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Ruhmbegierde. Unſere Verträge mit England und Holland ſind abgelaufen, und ich gedenke, ſie nicht zu erneuern. Die zwei Jahre, welche Kaunitz als unſer Geſandter in Frankreich verlebte, haben gute Früchte getragen, und Frankreich iſt bereit und willig, uns ſeine Hand zu bieten zu dauerndem Freundſchaftsbündniß.

Ein Bündniß mit Frankreich wäre eben ſo unnatürlich als unpraktiſch, und wird daher auch niemals zu Stande kommen*)! rief der Kaiſer lebhaft.

Ein ſolches Bündniß wird zu Stande kommen, ſagte

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Coxe History of the house of Austria. Vol. V. S. 67.

die Kaiserin mit freudigem Stolz. Schon sind alle Vor bereitungen getroffen, alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, und nicht blos Ludwig der Fünfzehnte, son dern was mehr sagen will, auch die Marquise von Pom padour sind ganz bereit auf unsere Pläne einzugehen.

Das heißt, die leichtfertige Marquise hat di Schmeicheleien unseres Abgesandten Grafen Kaunit lächelnd angehört, und ihm mit gleicher Münze gezahlt Aber Worte sind keine Bündnisse, und die mündliche Versprechungen der Marquise genügen nicht.

Wir haben auch nicht blos mündliche Versprechun gen, und sind unserm Ziel weit näher, als Sie glaube mein Gemahl. Ganz im Geheimen, und ohne selb meinem Beichtvater etwas davon mitzutheilen. So möge mir in Gnaden diese Unterlassungssünde verzeihe — ganz im Geheimen haben Kaunitz und ich den Pla verfolgt, und nur wir Beide, der König von Frankrei und die Marquise wissen bis jetzt darum.

Und wie ist es Ihnen gelungen, sich die Freundscha der stolzen und übermüthigen Maitresse von Frankrei zu gewinnen? Wie viel Millionen hat das gekostet?

Gar keine Millionen, mein Gemahl, sondern nu einige Briefe.

Briefe, von wem?

Briefe von mir an die Marquiſe Pompadour!

Wie, Sie haben dieſer Madame d'Etioles, vulgo Marquiſe vom Pompadour geſchrieben, eigenhändig geſchrieben? fragte der Kaiſer lachend.

Ich habe ihr eigenhändig geſchrieben, und zwar mehr als einmal, erwiederte Maria Thereſia lächelnd, und hören Sie nur, mein Gemahl, welch einen Ausweg ich ergriffen habe, um ſie nicht zu beleidigen, und meiner eigenen Würde nichts zu vergeben. Ich habe mir den Anſchein gegeben, als ob ich glaubte, ſie ſei mit dem König Ludwig vermählt, und habe ſie daher in meinen Briefen als „Madame, ma soeur et cousine“ angeredet.

Der Kaiſer lachte laut. Ach, dies iſt wundervoll, die Kaiſerin Königin von Oeſterreich und Ungarn hat eigenhändig an ihre Schweſter und Couſine Pompadour geſchrieben!

Und weißt Du, wie die gute Marquiſe mich dafür genannt hat? ſagte die Kaiſerin, von der Lachluſt ihres Gemahls angeſteckt, gleichfalls herzlich lachend. Geſtern erhielt ich durch Kaunitz einen Brief von ihr, und darin nennt ſie mich heiter ſcherzend immer nur: „ma chère reine“!

Der Kaiſer brach in ein unmäßiges, lautes Lachen aus, das ſeine ganze Geſtalt erſchütterte, und ſein Ant-

litz dunkelroth färbte. In dem Uebermaß seines Entzückens ließ er sich so heftig auf einen Stuhl niederfallen, daß dieser krachend fast unter ihm zerbrach, und Maria Theresia ihm zu Hülfe kommen mußte, um den Gemahl vor dem Fallen zu bewahren*).

Oh, oh, stöhnte der Kaiser, immerfort lachend, diese Geschichte wird mich tödten vor Vergnügen. Maria Theresia im Briefwechsel mit der Marquise von Pompadour!

Nun, sagte die Kaiserin, halb lachend, halb schmollend. Was ist denn da zu lachen? Habe ich nicht auch an Farinelli geschrieben, als es darauf ankam, uns Spanien zu gewinnen? Und ist der Sopranist Farinelli mehr werth als die Marquise Pompadour**)?

Der Kaiser sah sie mit einem so drolligen, fragenden Blick an, daß Maria Theresia ihm nicht zu widerstehen vermochte, sondern wider ihren Willen einstimmen mußte in sein fröhliches Lachen.

In diesem Augenblick ließ sich ein lautes Klopfen an der Thür vernehmen, und auf den gebieterischen Ruf der Kaiserin erschien der Kammerhusar und meldete, daß der Erzherzog Joseph mit seinem Lehrer Pater Franz

*) Historisch.
**) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Coxe Bd. V. S. 69.

ch im Vorzimmer befänden, und um die Erlaubniß äten, eintreten zu dürfen.

Die Kaiſerin befahl ſie einzuführen, und während ie ſelbſt mit lebhaftem Schritt ſich der Thür näherte, murmelte ihr Gemahl: armer Bube! Ich fürchte, ſie verden wieder mit großen Anklagen wider ihn kommen, nd er wird ihnen nicht genug gethan haben an Beten und Kaſteien.

VI.

Der Erzherzog Joſeph.

Der Kaiſer hatte ſich nicht geirrt, es war allerdings eine Anklage, mit welcher der Pater Franz zu dem Kaiſerpaar kam. Während er mit eben ſo ſalbungsvollen, als gereizten Worten der Kaiſerin auseinanderſetzte, weshalb er es gewagt, ihrem Befehl zu widerſtehen, und den Erzherzog nicht aus der Lection, mit der er ihn geſtraft, zu entlaſſen, ſtand der Angeklagte ruhig neben ihm, und ließ ſeine Blicke mit vollkommener Gleichgültigkeit im Zimmer umherſchweifen. Und doch, wer ihn näher beobachtet hätte, würde das leiſe Zucken ſeines Mundes, die bangen Seufzer, die er vergeblich bemüht war, zurückzudrängen, gewahrt, er würde geſehen haben, wie ſein armes Herz unruhig pochend die Spitzenkrauſe ſeines ſpaniſchen Kleides erzittern machte, und wie der Knabe zwei Mal die Augen feſt zudrückte, um die Thränen

zu zerdrücken, welche seine Blicke verdunkeln wollten. Aber der kaum zwölfjährige Knabe hatte schon den Stolz, Niemand seine Thränen sehen zu lassen, er kannte die Menschen schon genug, um ihres Mitleids nicht begehren zu wollen, und hatte es früh gelernt unter einer kalten gleichgültigen Außenseite die glühenden Stürme seines Innern zu verbergen. Er war niemals ein glückliches Kind gewesen, der kleine Erzherzog Joseph, von seiner früheſten Kindheit her hatte er sich im Widerspruch mit seiner ganzen Umgebung befunden, und dem früh beobachtenden Knaben war Manches als Irrthum und Täuschung erschienen, was er gefeiert, verherrlicht und gepriesen sah. Zudem hatte er von früheſter Jugend auf in seinem armen Kinderherzen einen Kummer zu verbergen gehabt, den Kummer, zu sehen, daß man ihm seinen jüngern Bruder Karl vorzog, daß dieſer der bevorzugte, gepriesene Liebling seiner Aeltern, und daher das stets umschmeichelte, verherrlichte, belobte Spielzeug des ganzen Hofes sei. Für seinen Bruder Karl hatte das kaiſerliche Elternpaar immer ein zärtliches Wort, ein liebevolles Lächeln, eine freundliche, lobende Beachtung, während der ältere Bruder Joſeph immer unbemerkt, schweigend und scheu im Schatten stand, und sich der elterliche Blick und das elterliche Wort nur an

ihn richtete, um ihn zu ſtrafen für die ewigen Klagen, mit denen die Lehrer und Aufſeher Joſephs das Kaiſerpaar beſtürmten. Es iſt wahr, es fehlte dem armen Knaben die heitere Unbefangenheit, die graciöſe Gewandtheit, die kindliche Naivetät, die für Jedermann bereite Zärtlichkeit ſeines jüngern Bruders; Joſeph war ernſt und ſinnend, ſeine Bewegungen waren linkiſch, ſein Antlitz weniger ſchön, und gleichſam umſchleiert von einem trüben Zug, den man ihm als angeborne Verdrießlichkeit ausdeutete, und der doch nichts weiter war, als der Wiederſchein des geheimen Kummers, der ſein Herz bewegte, des Kummers, ſich nicht geliebt zu ſehen, allein, verlaſſen, von Niemand verſtanden, von Niemand geſucht und hervorgezogen, inmitten dieſes glänzenden, prunkvollen, ſtrahlenden und frommen Kaiſerhofes dazuſtehen, immer im Schatten ſeines Bruders, immer vernachläſſigt und vergeſſen, oder nur aus dem Dunkel hervorgezogen, um einen Verweis zu erhalten, oder ſich ſeinen jüngern Bruder als nacheiferungswürdiges Beiſpiel gegenüber geſtellt zu ſehen*). Dieſer Kummer hatte ſich wie ein Mehlthau auf all die Knospen und Blüthen ſeines Weſens gelegt, und hatte ihr Wachſen und ihre Erhaltung zurückgedrängt, und machte ihn äußerlich kalt, theilnahm-

*) L. Hübner. Lebensgeſchichte Joſeph II. S. 14.

os, ſpöttiſch, während ſein Inneres glühte in Liebe, Zärtlichkeit und mißkannter Innigkeit, die er Niemand u zeigen wagte, und die Niemand von ihm begehrte!

Auch heute wieder, wie immer, war der junge Erzherzog Joſeph nur zu ſeinen Eltern gebracht, um vor hnen angeklagt und von ihnen ermahnt und geſcholten u werden. Auch heute wieder mußte er ſtumm und hne ſich rechtfertigen zu dürfen, es anhören, wie Paer Franz der Kaiſerin erzählte, der Knabe habe heute, ährend er ihm die Geſchichte der heiligen Märtyrerin hrilla erläuterte, mehrmals gegähnt, und habe ſich geeigert, mit ihm länger als eine Stunde täglich in den rbauungsbüchern zu leſen.

Die Kaiſerin war tief entſetzt über dieſe geringe frömmigkeit ihres Sohnes, und blickte mit ſchmerzlichem Zürnen auf den Knaben hin, der mit finſtern Mienen nd doch anſcheinend ganz gleichgültig das große Gemälde, welches ihm gegenüber an der Wand hing, antarrte.

Und iſt dies wirklich wahr, iſt dies möglich, rief Maria Thereſia zürnend, Du verſchließeſt Dein Herz em göttlichen Wort, mein Sohn, und weigerſt Dich n den heiligen Büchern zu leſen?

Der Knabe warf einen trotzigen ſchnellen Blick auf

ſeine Mutter, welche ihm mit ſo kaltem Zürnen gegenüber ſtand.

Ich weiß nicht, ſagte er kalt, ob das heilige Bücher ſind, aus denen der Pater mit mir lieſt, ich weiß nur, daß ſie fürchterlich langweilig ſind, und daß ich nichts daraus lernen kann!

Herr mein Gott, welch ein ſtörriſcher verſtockter Knabe iſt das! rief Maria Thereſia wahrhaft erſchrocken.

Ach Herr, gehe nicht in's Gericht mit dem Sünder, murmelte der Pater, ſich fromm bekreuzigend. Nur der Kaiſer ſchwieg, und blickte lächelnd faſt hinüber zu dem Knaben, der gleichgültig, ſtill, und kalt wie immer da ſtand. Aber vielleicht fühlte Joſeph dieſes freundliche Anblicken des Vaterauges, vielleicht legte es ſich erwärmend und tröſtend auf ſein kaltes Angeſicht. Er hob mit einem ſchnellen Aufſchlag das Auge empor, und aus dem Blick, den er raſch und ſcheu auf den Kaiſer hinwarf, ſprühte ein ſolcher Blitz der Liebe und des Flehens, daß der gutmüthige Kaiſer ſich zum tiefſten Mitleid bewegt fühlte und dem armen Knaben zu Hülfe zu kommen beſchloß.

Aber vielleicht trägt auch das Buch, aus welchem er leſen ſollte, ein wenig die Schuld an Joſeph's Un-

achtſamkeit, ſagte der Kaiſer daher, ſich mit faſt bittender Stimme an ſeine Gemahlin wendend.

Kein Buch, in welchem von Gott und den Heiligen die Rede iſt, kann eine Unachtſamkeit entſchuldigen, rief die Kaiſerin ſtrenge.

Und wir laſen in einem ſehr großen, ſehr berühmten Werke, das ſchon ſeit einem halben Jahrhundert den Gläubigen zur Andacht und zur Erbauung gereicht, wir laſen in des frommen Kapuziners Kochen ſchönem Werke „die Blumen der Heiligen.“ *)

Und wir haben ſchon fünf Bände von dem Buch geleſen, Herr Vater, ſagte Joſeph, welcher ſehr wohl begriffen hatte, daß er in ſeinem Vater jetzt eben einen Fürſprecher und Vertheidiger gefunden. Glauben mir Ew. Majeſtät nur, es ſind in dem Buch ſehr viel dumme und häßliche Mährchen und Fabeln, die ich nun und nimmermehr glauben kann, und die auch nicht wahr und nicht möglich ſind!

Jeſus Maria, die heiligen Legenden nennt er Fabeln und Mährchen, rief die Kaiſerin entſetzt.

Oh, er geht noch weiter, ſagte Pater Franz mit frommer Indignation. Als ich ihm geſtern die erha-

*) Coxe History of the house of Austria. Vol. V. S. 283.

bene Verſuchungsgeſchichte des heiligen Antonius erzählte, wagte er es zu lachen.

Zu lachen! wiederholte die Kaiſerin, und warum lachte er?

Ja, warum lachteſt Du, mein Sohn? fragte der Kaiſer, ſich an Joſeph wendend, um ihm dadurch Gelegenheit zu geben, für ſich ſelber zu ſprechen, ſtatt nur angeklagt zu werden. Der Knabe verſtand dieſe Abſicht ſeines Vaters ſehr wohl, und dankte ihm dafür mit einem zärtlichen Blick ſeiner großen lichtblauen Augen.

Ich lachte, Majeſtät, weil es mir gar zu drollig vorkam, daß der heilige Antonius vor den zudringlichen, alten Weibern, die ihn durchaus von der Bibel fort, und zum Tanz ziehen wollten, ſich nicht anders zu retten wußte, als daß er niederknieete, und laut zu Gott betete ihm beizuſtehen, und ſich ſeiner Noth zu erbarmen. Es kam mir gar ſo lächerlich vor, daß ein großer ſtarker Mann gegen alte zudringliche Weiber keine andere Hülfe wußte, als das müßige Gebet zu Gott.

Und was würdeſt Du gethan haben an der Stelle des heiligen Antonius? fragte der Kaiſer.

Ich? Nun, ich würde erſt den häßlichen Weibern geſagt haben, daß mich ihre Geſellſchaft langweile, daß ich allein ſein wolle, und daß es mir durchaus un-

passend erscheine, mir ihre Gesellschaft aufzudrängen, und daß sie daher das Zimmer verlassen möchten. Und wenn sie auf diese höfliche Aufforderung nicht gegangen wären, so würde ich sie mit Gewalt hinausgeworfen haben.

Aber es waren ihrer Viele gegen Einen, sagte der Kaiser mit mühsam unterdrücktem Lachen.

Aber der Eine war ein Mann, und die Vielen waren Weiber, rief der Knabe erglühend. Ein einziger Mann ist doch kräftiger und stärker als zwanzig alte Weiber, denke ich, und wenn es ihm Ernst ist, und er den rechten Willen hat, kann er sich wohl gegen funfzig Weiber wehren, und sie sich vom Leibe halten!

Der Kaiser brach in ein fröhliches Lachen aus, aber seiner Gemahlin strahlender und zürnender Blick machte ihn bald wieder verstummen; er mußte sich damit begnügen Joseph lächelnd und verstohlen mit den Augen zuzuwinken, während die Kaiserin in einer heftigen und drohenden Strafrede ihrem Sohn das Empörende und Sündige seines Betragens darzulegen sich bemühte.

Aber nicht Ein Zug seines Antlitzes veränderte sich, während seine Mutter zu ihm sprach, trotzig und kalt blieb sein Antlitz und ganz gleichgültig schaute er immer wieder zu dem Gemälde hin, welches die Ordensbeleh-

nung einiger heimkehrenden Kreuzritter durch Kaiſer Rudolf von Habsburg darſtellte. — Dieſe Gleichgültigkeit des Knaben reizte den Zorn der Kaiſerin nur immer höher an, machte ſie immer heftiger in ihren Vorwürfen und Drohungen, und endlich, als Joſeph immer noch das Bild anſtarrte, und gar nicht zu hören ſchien, was ſeine Mutter ſprach, ſtampfte die Kaiſerin, auf das Aeußerſte gebracht, heftig mit dem Fuß auf den Boden, und mit drohend gehobener Hand und mit flammenden Blicken näher auf den Knaben zuſchreitend, fragte ſie: warum ſchaueſt Du immerfort zu dem Bilde hin? Hörſt nichts und ſiehſt nichts, und ſtarrſt gedankenlos in das Leere!

Nein, Majeſtät, ſagte Joſeph, ſeine Augen mit einem unendlich müden Blick auf die zürnende Kaiſerin richtend, nein, Majeſtät, ich betrachtete das Bild, und ich dachte auch etwas!

Nun, etwas dachteſt Du? fragte die Kaiſerin, faſt verwirrt von dem ruhigen Ernſt des Knaben.

Ich dachte mir, ſagte der kleine Erzherzog, mit ſeiner erhobenen Rechten auf das Gemälde hindeutend, ich dachte mir, daß es gar nicht Recht ſei, daß der Kaiſer Rudolph da den heimkehrenden Kreuzrittern Orden

umhängt, weil dieſe Herren doch viel eher Caſſation als Gnadenbezeugungen verdient hätten.

Und warum das? fragte die Kaiſerin verwundert, während der Kaiſer, als ahne er, daß ſein Sohn bald eines Beiſtandes nöthig haben werde, leiſe einige Schritte ich näherte.

Und warum dachteſt Du das? wiederholte die Kaiſerin ihre Frage; der junge Erzherzog wandte ſeinen Blick von dem Gemälde zu ſeiner Mutter hin, und ſein Antlitz zeigte dieſen altbärtigen, ernſten Ausdruck, den enkende und lebhafte Kinder zuweilen anzunehmen pflegen, wenn ihre kindliche Seele von den Blitzen des enkenden Geiſtes getroffen wird.

Ich dachte das, ſagte er langſam, weil dieſe Männer doch klüger gethan hätten zu Hauſe zu bleiben und ihr Vaterland vor Räubern zu ſchützen, als unſchuldige Völker aus Schwärmerei aufzureiben! *)

Die Kaiſerin zuckte zuſammen, und trat entſetzt einen Schritt zurück; ein unheimliches Fröſteln glitt über ihr Herz hin, und mit banger Ahnung dachte ſie daran, daß dieſer ungläubige und zweifelnde Knabe einſt ihr Nachfolger auf dem Thron Oeſterreichs ſein würde.

Der Kaiſer ſah an dem Erbleichen der Kaiſerin ihre

*) Des jungen Erzherzogs eigene Worte.

tiefe innere Erregtheit, und ihre Gedanken errathend, wagte er nicht, ein Wort zur Entſchuldigung des Knaben zu ſprechen.

Pater Franz aber rief triumphirend: Das iſt eine ſeiner gewöhnlichen ſuperklugen, antichriſtlichen Antworten, mit denen er alle ſeine Lehrer martert und kränkt. Oh, Ew. Majeſtät ſehen alſo, daß ich Ihnen nicht zu viel geſagt. Der Antichriſt wohnt ſchon in dem Gemüth des jungen Erzherzogs und vergiftet ſeine Seele und ſein Herz. Es iſt kein Glauben in ihm und alſo auch kein Schauen, keine Hingabe an die Religion und an die Kirche, und alſo muß er verloren gehen in alle Ewigkeit. Das iſt es, was alle ſeine Lehrer mit Trauer und Kummer erfüllt, und weshalb wir uns heute zu einer gemeinſchaftlichen Berathung und Beſprechung einigen wollten. Schon werden die Herren im Conferenzzimmer vereinigt ſein, und wenn kaiſerliche Majeſtät erlauben, möchte auch ich mich jetzt zu ihnen begeben.

Die Kaiſerin fuhr aus tiefem Sinnen empor. Nein, ſagte ſie, bleiben Sie! Ich will die Herren hierher berufen, ich will von ihnen Allen das Urtheil über meinen Sohn vernehmen, und ich bitte Sie, mein Gemahl, mit mir anzuhören, was die Herren von unſerm,

von ſchlimmer geiſtiger Krankheit heimgeſuchten Knaben uns ſagen werden.

Der Kaiſer verneigte ſich, und dem ſtummen Augenwinken ſeiner Gemahlin folgend, trat er von dem Erzherzog zurück, und ſtellte ſich an die Seite der Kaiſerin, welche ſich auf dem Divan niederließ, und mit der goldenen Handſchelle, die vor ihr auf dem Tiſch ſtand, den Kammerhuſaren herbeirief, und ihn befahl, die im Conferenzzimmer verſammelten Lehrer des Erzherzogs Joſeph zu der Kaiſerin zu rufen.

Eine tiefe Stille herrſchte jetzt in dem kaiſerlichen Gemach. Maria Thereſia, in dem Divan lehnend, ſchaute mit ernſten hoheitsvollen Blicken auf die Thür hin, durch welche die Herren eintreten mußten, neben ihr, den Arm aufgeſtützt auf die hohe vergoldete Lehne des Divans, ſtand der Kaiſer, deſſen edles und ſchönes Angeſicht voll Wohlwollen und Güte ſeinem Sohn zugewandt war, dieſem armen Knaben, der da bleich und traurig neben dem Pater Franz in der Mitte des Gemachs ſtand, und all ſeine Kraft, ſeine Energie und ſeinen Muth zuſammenraffte, um ſich aufrecht zu halten, nicht zu weinen, nicht zu zittern.

Ich will nicht weinen, ſagte er zu ſich ſelber, ſeine Thränen hinunter würgend, denn wenn ſie's ſehen, meine

Herren Lehrer, ſo werden ſie triumphiren. Nein, ich will nicht weinen, denn das iſt die einzige Art, wie ich mich rächen kann für all die Quälereien und Plagen, mit denen ſie mich den ganzen Tag umherhetzen. Ich will ihnen nicht die Freude machen, daß ſie ſehen ſollen, wie ſehr es ihnen gelingt mich zu quälen. Niemand ſoll ſehen, was ich leide, und lieber würde ich mir die Zunge abbeißen, als daß ich einen Schrei des Schmerzes ausſtieße!

Und mit übermäßiger Anſtrengung zwang der Knabe ſich zu einem ruhigen, heitern Ausſehen, zu einer unbewegten Haltung. So vollkommen gleichmüthig und theilnahmlos ſchien er zu ſein, daß er nicht einmal das Haupt umwandte, als die Thür ſich jetzt öffnete und die Lehrer in feierlicher, ernſter Reihenfolge hereintraten.

Da waren ſie Alle, die Herren Pädagogen des Prinzen, die er in der Stille ſeines Herzens ſeine Quäler und Seelenpeiniger nannte. Da war der Jeſuit Porhammer, der ihn in der Logik und Phyſik unterrichtete, der Ingenieur Bréquin, der ihn in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Herr von Leporini, der ihn in der Geſchichte, der hochmögende Herr von Bartenſtein, der ihn in der Politik und Geſchichte ſeines

)auſes unterrichtete, der Baron von Beck, der ihm die eutſche Reichsgeſchichte lehrte, und endlich war da der ouverneur des Prinzen, der ungariſche Graf Batthiany, er einzige von allen den Herrn, welcher es verſtanden, ie Zuneigung des Knaben zu gewinnen, und dem zu= eilen ſein Herz in kindlichem Vertrauen ſich öffnete.

Die Kaiſerin begrüßte die Herren mit gnädigem opfneigen und forderte in ihrer raſchen, lebhaft ener= iſchen Weiſe ſie auf, ihr unumwunden und ſonder Rück= alt, treu ihrer Pflicht und ihrer Ueberzeugung, zu gen, wie es um den jungen Erzherzog ſtehe, ob er ortſchritte mache, ob ſein Gemüth und ſein Geiſt ſich tfalte, und zu Hoffnungen für die Zukunft anrege.

Zuerſt ſodann ſprach der Graf Batthiany. Mit nem ſanften Lächeln hinüberſchauend zu dem jungen rzherzog ſagte er: es iſt wahr, der junge Erzherzog t kein ſanfter, fügſamer Zögling, er liebt es nicht, ind zu gehorchen, ſondern will immer erſt erkennen, aß das, was er thun ſoll, das Rechte ſei, und wenn 's erkannt hat, will er es thun, nicht, weil man es ihm ge= oten hat, ſondern weil es ſeinem eigenen Willen ge= äß iſt. Er will nichts ſehen mit fremden Augen, ndern Alles nur mit ſeinen eigenen! Das mag bei em Knaben jetzt ein Fehler ſein, bei dem Mann wird

es dereinſt ein Vorzug ſein. Auch hat der Prinz, wie ich glaube, den guten Willen, ſeine Fehler abzulegen, und ihrer Herr zu werden. Als Bürgſchaft dafür erlaube ich mir, Ew. Majeſtät ein Wort zu wiederholen, das mir der Prinz geſtern geſagt. Ich las mit ihm aus Bellegarde's Werk über Selbſt- und Menſchenkenntniß, und dieſe ſchönen, erhabenen und tiefſinnigen Worte und Gedanken erregten in dem Prinzen eine ſo edle, glühende Begeiſterung, daß er meine Hand ergriff und mit zitternder Stimme rief! oh leſen Sie mir dieſes Kapitel noch einmal! Ich muß es mir einprägen, denn ich werde, wenn ich einſt zur Regierung kommen werde, Selbſtkenntniß und Kenntniß der Menſchen ſehr nöthig haben. *)

Das war brav und gut geſprochen! rief der Kaiſer, ſeinem Sohn lebhaft zunickend.

Ich kann dieſem Lobe indeß nicht beiſtimmen, mein Gemahl, ſagte die Kaiſerin gereizt. Ich finde es durchaus nicht angemeſſen, daß der Knabe jetzt ſchon der Tage gedenkt, wo ſeine Mutter ihm den Platz wird geräumt haben, und Er die Regierung führt. Es wäre dem Charakter eines beſcheidenen Kindes, eines liebenden Sohnes wohl angemeſſener, wenn der Joſeph ſich

*) Hiſtoriſch. Siehe: Cornova: Geſchichte Joſeph II. S. 89.

vorläufig gar nicht mit der Zukunft, ſondern immer nur mit der Gegenwart beſchäftigte, und ſich beſtrebte vor allen Dingen ein guter und tüchtiger Menſch zu werden, ehe er daran denkt, daß er vielleicht einſt Kaiſer werden wird.

Eine tiefe athemloſe Stille folgte dieſen harten, raſchen Worten der Kaiſerin. Die Herren Profeſſoren und Lehrer blickten ernſt und finſter vor ſich hin. Der Kaiſer hatte ſich leiſe, und gleichſam beſchämt, hinter die Gruppe der Lehrer zurückgezogen und lehnte unfern von ſeinem Sohn an dem geöffneten Inſtrument. Joſeph ſtand immer noch ſtarr und unbeweglich, nur während der Graf Batthiany geſprochen, und als dieſer ſeine eigenen Worte wiederholte, flog einen Moment ein glühendes Roth über ſeine Wangen hin, und er ſenkte ſchamvoll das Auge nieder. Aber bei den harten Scheltworten der Kaiſerin richtete er das Haupt wieder empor, und ſah mit feſten ernſten Blicken zu ihr hinüber. Und eben ſo feſt und unverwandt heftete er dann ſeine Blicke auf die Lehrer, als ſie jetzt, der Aufforderung der Kaiſerin folgend, ihrerſeits ihre Urtheile ausgeſprochen über den jungen Erzherzog. Dieſe Urtheile glichen ſehr wenig dem des Grafen Batthiany. Sie hatten Alle über ihn zu klagen, die

Herrn Pedanten, sie hatten sich Alle über ihn zu beschweren. Zuerst, und am bittersten sprach Herr von Bartenstein. Er klagte Joseph der Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit an, der Theilnahmlosigkeit sogar für die Geschichte seiner eigenen Vorfahren. Mit zorniger Stimme erzählte er der Kaiserin, daß Joseph durchaus weder politische Einsicht noch historische Ueberblicke besitze, und daß sogar das große Geschichtswerk, das er, der Herr von Bartenstein, selbst und eigenhändig in funfzehn großen Folianten für ihn verfaßt, und aus den Archiven des kaiserlichen Hauses eigens für den Kronprinzen zusammengestellt habe, denselben gar nicht zu interessiren scheine. *)

Und nach ihm sprachen die andern Lehrer, und der Eine klagte über Josephs Trotz und seine Unaufmerksamkeit, der Andere machte ihm aus seiner Lebhaftigkeit ein Verbrechen, der Dritte rügte seinen Ungehorsam, und der Vierte klagte mit prophetischem Jammerton, es werde nie und nimmermehr aus dem Kronprinzen etwas

*) Hormayr sagt von diesem Werke, das Bartenstein für den Unterricht Josephs geschrieben, „es sei sehr schwerfällig gewesen, überladen mit Details, schleppender Darstellung und höchst übel gewähltem panegyrischem Ton, mit gänzlicher Entfernung von jedem synchronistischen Ueberblick, von jeder universalhistorischen Ansicht.“ Hormayr. Oesterr. Plutarch. Elftes Bändchen. S. 127.

Rechtes und Tüchtiges werden, denn er habe keine Religion und keinen inbrünstigen Glauben, er glaube nicht an die Heiligen, und bete nicht recht zu ihnen, sondern wolle sich mit seinem Gebet immer unmittelbar zu Gott wenden, und in seinem hochmüthigen Stolz gar nicht die Vermittelung der Heiligen anflehen. Alle stimmten sie darin überein, daß der junge Erzherzog störrisch und verstockt, ungehorsam und kaltherzig sei.

Der Knabe, wie gesagt, hatte ihnen Allen mit stolzem Blick und unveränderten Mienen zugehört. Langsam und ruhig hatte er das Auge von einem Redner auf den andern hingleiten lassen, nur war sein Antlitz immer bleicher und erstarrter geworden, und erschien zuletzt ganz unbeweglich, eisigkalt und marmorsteif. — Und während er seinen Anklägern so zuhörte, und während ihre Worte sein armes zitterndes, mißkanntes Herz wie mit tausend Dolchstößen traf, wiederholte der Knabe sich immer wieder: ich will nicht weinen! Ich will meinen Quälern nicht die Freude gönnen, daß sie sehen, wie weh sie mir thun! Ich will nicht weinen!

Maria Theresia hörte in ihrem Mutterherzen

nichts von dieſem geheimen Jammergeflüſter des Knaben, ſie ſah nur ſein kaltes und trotziges Geſicht, deſſen Anſchauen ſie zugleich mit Zorn und Kummer erfüllte.

Oh, ich ſehe nur zu wohl, daß die Herrn Präceptoren Recht haben! rief ſie, mit erhobener Hand auf den Knaben hindeutend. Es ſteht auf ſeinem Antlitz geſchrieben, daß er trotzig iſt und ſtörriſch, daß er ein kaltes Herz hat!

In dieſem Moment, und gleichſam als eine verſöhnende Antwort auf die rauhen Worte der Kaiſerin, durchzitterten das Gemach leiſe melodiſche Töne, und dieſe ſüße, liebreizende Melodie, mit welcher die Kaiſerin zuvor ihren Gemahl empfangen, durchhallte den Raum. Es war der Kaiſer, welcher an dem Inſtrument ſtehend, ganz gedankenlos und zerſtreut, wie es ſchien, ſeine Hände über die Taſten gleiten ließ, und ganz unwillkürlich, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, dieſe rührend ſchöne Melodie ſpielte.

Aber ſo wie die erſten Töne deſſelben erſchallten, durchflog ein leiſes Zittern die ganze Geſtalt des Knaben, ſeine Züge fingen an zu arbeiten, zu zucken, ſeine Augen, welche zuvor ſo trotzige und finſtere Blicke gehabt, leuchteten auf in einer ſchwärmeriſchen Gluth,

ſeine Lippen, welche vorher feſt aufeinander gepreßt geweſen, umflatterte jetzt ein ſanftes, rührendes Lächeln, und mit einem ſeligen Entzücken ſchien er dieſen Tönen zu lauſchen, die beſſer und reiner, verſöhnender und beweglicher zu ſeinem Herzen ſprachen, als alle die Anklagen ſeiner Lehrer und die Vorwürfe ſeiner Mutter. Dieſe Töne ſchienen mit ſanften Schmeichelworten ihn zu rufen, mit zärtlichem Geflüſter ſein Antlitz zu küſſen, und das arme trotzige kleine Kinderherz zu erweichen in Wehmuth und Rührung. Die lang zurückgehaltenen und bekämpften Thränen ſtürzten jetzt mächtig aus ſeinen Augen hervor, ganz überwältigt von ſeiner eigenen Rührung wandte der Knabe ſich um, und mit einer leidenſchaftlichen Innigkeit ſeine Arme um die Geſtalt ſeines Vaters legend, rief er: oh mein Kaiſer, und mein Vater, erbarme Dich mein!

Der Kaiſer zog den zitternden Knaben feſt an ſeine Bruſt, er neigte ſich nieder und küßte ſeine langen dunkelblonden Locken, und flüſterte dabei leiſe: wußt' es wohl, mein armer Bube, daß es nicht ſo gar ſchlimm um Dich ſteht. Wollte Dein arm verſchüchtert Herz zu mir rufen, und Du haſt den Ruf Deines Vaters verſtanden!

Die Herren Präceptoren ſchauten mit ernſten ſtren
gen Mienen dieſer Scene zu, welche ſie im Innerſte
ihrer Seele höchſt unziemlich fanden. Die Kaiſeri
hatte ſich von dem Divan erhoben und blickte m
einem ſeltſamen Gemiſch von Unwillen und Rührun
hinüber zu dem Kaiſer und ſeinem Sohn, die ſi
noch immer feſt umſchlungen hielten. Sie woll
es ſich ſelber nicht geſtehen, daß der Schleier, we
cher auf einmal ihren Blick umdüſterte, von de
Thränen gewebt ſei, die aus ihrem gerührten Mu
terherzen emporſtiegen. Sie wollte den Herren Pri
ceptoren gegenüber nicht bloß die Mutter, ſonder
auch zugleich die Kaiſerin ſein. Die Etiquette erfo
derte es ſo, und die Etiquette war die ernſte, ſtreng
Meiſterin, vor der Maria Thereſia ſich immer i
ſtrengem Gehorſam beugte.

Sie zwang daher die Thränen in ihr Herz zurüc
und gab ihrem leuchtenden, zärtlichen Blick jetzt eine
ernſten ſtrengen Ausdruck.

Herr Gouverneur, Graf von Batthiany, ſagt
ſie, ſich dem Grafen zuwendend, ich finde, da
wir auf dem Lehrplan des Erzherzogs Joſeph et
was vergeſſen haben. Sorgen Sie heute noc
dafür, daß ein tüchtiger Lehrer gewählt werde, de

meinen Sohn in der Muſik unterrichte. Lehren wir Joſeph die Kunſt lieben, damit er milder werde, denn er iſt ſtörriſch. Aber die Muſik verſteht es, wie ich ſehe, ſeinen Starrſinn zu brechen. *)

*) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe: Coxe History of the house of Austria. Vol. V. S. 392.

VII.

Graf Wenzel von Kaunitz.

Drei Wochen waren vergangen seit der letzten Conferenzsitzung, in welcher Maria Theresia auf so auffallende und ungewöhnliche Weise sich gegen ihre bisherigen allmächtigen Minister erklärt, und dem Grafen Kaunitz ihre Zustimmung zu seinen Plänen verliehen hatte! Aber indem sie an jenem Morgen die Sitzung aufhob, hatte die Kaiserin gesagt, daß sie sich ihre fernere Entschließung vorbehalte, daß sie ihren Ministern und Conferenzräthen ihre letzte Entscheidung mittheilen werde, nachdem sie sich mit Gott und ihrem Gewissen berathen, und das Rechte demgemäß gefunden und gewählt habe.

Drei Wochen, wie gesagt, waren seitdem vergangen, und noch immer war keine entscheidende Botschaft von der Kaiserin eingetroffen, und noch immer hoffte Graf

Kaunitz vergeblich auf den Ruf der Kaiserin, und noch immer waren Bartenstein und Uhlefeldt die mächtigen Minister! — Mit heftigen Schritten ging Kaunitz in seinem Arbeitskabinet auf und ab, seine Züge, welche sonst immer so unbeweglich und marmorn waren, zuckten und zitterten jetzt, und seine Augen schossen feurige Blitze. Der Herr, welcher da vor dem großen, mit Papieren beladenen Tische saß, hatte längst schon aufgehört, in den vor ihm aufgeschlagenen Akten zu lesen, und schaute mit immer steigender Verwunderung dem stürmischen Auf- und Niederwandeln des Grafen zu, und beobachtete mit zusammengezogenen Augenbrauen und lebhaftem Kopfschütteln die heftige Erregung in dem Antlitz des Grafen.

Kaunitz, dessen Auge eben ganz zufällig an seinem Freund und Vertrauten vorüber streifte, sah endlich seinen finstern Blick und sein unwilliges Kopfschütteln; und hastig zu ihm hinschreitend, blieb er vor ihm stehen, und nachdem er ihn eine Zeitlang starr angeschaut, brach er auf einmal in ein lautes Lachen aus. Aber dieses Lachen des Grafen Kaunitz hatte nichts von den hellen frischen Tönen des Frohsinns und der Heiterkeit, es war darin nichts von dem Lerchengesang des Herzens, sondern es war ein trauriges, düsteres

Lachen voll Ironie und bittern Spottes, welches das Antlitz deſſen, der es hörte, erbleichen machte.

Warum erblaſſen Sie, Baron? fragte Kaunitz lebhaft. Und was zucken Sie zuſammen, als habe ein electriſcher Schlag Sie getroffen?

Ihr Lachen, Graf, hat mich als electriſcher Schlag getroffen, und ich bin erblaßt davon, ſagte der Baron von Binder ernſt. Wiſſen Sie, Excellenz, daß dies in den Jahren, die ich die Ehre habe täglich und ſtündlich an Ihrer Seite zu ſein, das erſte Mal iſt, daß ich Sie lachen ſehe. Ich habe immer geglaubt, daß Ihren Geſichtsmuskeln dieſe Bewegung unmöglich ſei.

Und vielleicht haben Sie Recht, Baron, denn ich verſichere Sie, daß dies Lachen eben noch wie ein Schmerz in meinem Herzen nachzuckt, ſagte Graf Kaunitz traurig. Wiſſen Sie, weshalb ich aber lachte? Ich lachte, weil Sie mich mit gar ſo drolligen, mißbilligenden Mienen anſahen und weil Ihr Kopfſchütteln wie ein alter verdrießlicher Moraliſt zu brummen ſchien.

Es iſt mir auch verdrießlich, Sie, den ſonſt ſo beſonnenen Diplomaten und Staatsmann, auf einmal ſo faſſungslos und tief erſchüttert zu ſehen, brummte Baron Binder.

Staatsmann! wiederholte der Gram fit einem lauen Seufzer. Wer weiß, Freund, ob meine Rolle als Staatsmann nicht ſchon zu Ende geſpielt iſt.

Er ging wieder ſinnend und gedankenvoll auf und ab, und blieb dann plötzlich wieder vor dem Baron ſtehen. Binder, ſagte er, nicht wahr, Sie kennen mich? Sie ſind ſeit zehn Jahren mein Vertrauter, und mein — ja ich darf wohl ſagen, mein einziger Freund. Sie begleiteten mich als mein erſter Attaché auf meinen Geſandſchaftsreiſen nach London, Aachen und Paris, mit Ihnen habe ich ſeit zehn Jahren gelebt, gearbeitet und gedacht. Nun ſagen Sie mir, haben Sie in dieſen zehn Jahren jemals bemerkt, daß ich feige oder furchtſam geweſen.

Niemals, rief der Baron innig. Ich habe Sie dem Zorn der Fürſten, der Bosheit ihrer Feinde, der Treuloſigkeit Ihrer Freunde und Geliebten, ich habe Sie endlich beim Duell dem Schwert und der Piſtole Ihrer Nebenbuhler gegenüber geſehen, und ich habe Sie immer gleich tapfer und gelaſſen, gleich muthvoll und entſchloſſen geſehen.

Graf Kaunitz nickte langſam mit dem Haupt. Nun denn, ſagte er, urtheilen Sie alſo, in welcher entſetzlichen Lage ich mich befinden muß, denn, um Ihnen

die Wahrheit zu sagen, heute zum ersten Male fürchte ich mich! Heute schrecke ich feige zurück vor einer Gefahr.

Und was fürchten Sie? fragte sein Freund theilnahmsvoll.

Ich fürchte, daß Maria Theresia mehr Weib als Kaiserin ist, rief Kaunitz heftig. Ich fürchte, daß die Widersprüche des schönen Franz von Lothringen mehr Eindruck auf das Gemüth seiner zärtlichen Gemahlin machen, als Alles, was ihre eigene Einsicht und Vernunft ihr sagt, als Alles, was sie mir in der Stunde edlen Wollens zugesichert hat. Oh es wäre entsetzlich, wenn die Küsse ihres Gemahls, die heuchlerischen Drohungen und Bitten ihres Beichtvaters, der leichtsinnige Wankelmuth der Frau, das Auge und den hellen Blick der Kaiserin trübten, und sie nicht mehr zu sehen vermöchte, was zum Wohl ihres Landes, ihres Volkes und ihrer selbst nothwendig und unerläßlich ist. Oh Freund, welch ein wundervolles, glänzendes Riesengebäude, das ich in meinem Herzen schon aufgerichtet hatte, würde um mich her in Trümmern zusammenfallen, wenn die Kaiserin mich verläßt, und sich in eine ganz gewöhnliche Frau verwandelt! Ich habe an diesem Gebäude gearbeitet seit langen Jahren, ich habe ihm meine Gedan-

ken, meine Lebenskraft, meine Wünſche, meine Hoffnungen und meine Träume ſogar geopfert. Ich habe alle Empfindungen und Phantaſtereien, ich habe endlich mein ganzes Herz auf dem Altar der einzigen Gottheit, die mich nun noch beherrſcht, niedergelegt, dieſe Gottheit iſt die Politik, eine vernünftige, große, weitſchauende, berechnende und doch kühne Politik, welche Oeſterreich groß machen, es an die Spitze Deutſchlands, ja an die Spitze Europas ſtellen ſoll. Und mit dieſem aus dem Wuſt der Barbarei und Knechtſchaft emporſteigenden Reiche mit emporzuſteigen, als ordnender Steuermann dazuſtehen auf dem großen Völkerſchiff, auf dem Deck deſſelben ſie Alle zu ſammeln zu Einer Nation, zu Einem Volk, welches ſeinem Steuermann willenlos, ohne zu zweifeln, und ohne zu fragen, gehorcht, das Schiff mit feſter Hand und ſicherm Auge hindurch zu leiten durch alle Klippen und alle Untiefen, um endlich eines Tages einzulaufen in den ſichern Hafen der großen, allmächtigen ſelbſtbewußten Ruhe, einzulaufen unter dem freudigen Zujauchzen von Millionen beglückter Menſchen, die entweder bei dem Namen des ſiegreichen Steuermanns ſich vor Furcht zitternd auf die Erde beugen, oder ihn jauchzend zum Himmel erheben, welch ein großer, ein göttlich ſchöner Traum iſt dies, der einzige,

um deſſentwillen es ſich noch der Mühe verlohnt zu leben, und zu ringen mit dem Leben! Denn ich will's Ihnen nur geſtehen, Freund, dieſes Menſchendaſein hat für mich ſonſt allen Reiz, allen Zauber verloren, es iſt eine volle Blume, die ganz abgeblüht hat, ganz duftlos iſt, und deren Verweſungsgrau mich anwidert. Ich übertünche ſie mir noch zuweilen mit der grellen Schminke raffinirter Genüſſe, und will ſie neu aufblühen laſſen an der tropiſchen Gluth der erhitzten Sinne, aber ich glaube doch nimmermehr an ihre Blüthe, und inmitten des Genuſſes habe ich nur noch den Ueberdruß und den Widerwillen. Ich habe alle Illuſionen verloren, ich glaube nicht mehr an die Liebe, denn ich habe mein ganzes Leben hindurch geſehen, daß ſie käuflich iſt, ich glaube nicht mehr an die Thränen der Menſchen, und nicht an ihr Lachen, denn ich weiß, daß ſie Schauſpieler ſind Alle, Alle, und jedes Gefühl zu heucheln wiſſen, ich glaube nicht mehr an das Glück und an das Unglück, denn dieſes Alles iſt relativ, und ich habe den Einen ſich die Haare ausraufen ſehen über das, was den Andern mit Entzücken erfüllte. Die ganze geſellſchaftliche Welt iſt für mich nur noch ein großes Irrenhaus, in dem ich mich bemühe, nicht vernünftiger zu erſcheinen als alle Uebrigen, ſondern meine Wahnſinns-

rolle ſo gut zu ſpielen als alle Andern, mir gar nicht merk enzu laſſen, daß ich eigentlich au fond vernünftig bin, weil ſonſt die Narren jubelnd ſchrein: „ſeht da den Wahnſinnigen!“ Da wiſſen Sie alſo, Freund, weshalb ich Ihnen außerhalb dieſes Zimmers hier ſo oft als ein Narr erſcheine, — ich heule mit den Wölfen, und da ich nicht im Chor mit ihnen heulen, ſondern wenigſtens in einer Soloſtimme mich hören laſſen will, ſo erſcheine ich als der größte Narr und Sonderling, und gebe mir nicht im mindeſten Mühe, irgend eine meiner Launen, eine der ſchillernden Seifenblaſen meines Gehirns zu unterdrücken, mögen ſie frei emporflattern, die Narren jauchzen dazu, und das Farbenſpiel ergötzt ſie! — Ich glaube alſo nicht mehr an die Welt, aber ich glaube noch an den Ehrgeiz, es iſt die einzige große Leidenſchaft, die mein Herz noch gefangen hält, die einzige, die mir eines Mannes würdig erſcheint! Meinen Namen groß zu machen, nicht bloß der Enkel meiner Ahnen, und der Ahnherr meiner Enkel zu ſein, ſondern ein Mann, ein Gedanke, eine That an ſich ſelber, ein Stern, deſſen Glanz Jahrhunderte überragt, und der ſeine ganze Zeit mit ſeinem Glanz durchleuchtet: das iſt mein letzter Traum von Glück, dem wollte ich mein Leben und meinen Geiſt

weihen! Aber er wird zuſammenfallen wie ein Kartenhaus, und an der Kleinheit Maria Thereſiens wird die Größe Kaunitzens ſcheitern!

Das wird nicht geſchehen, rief Baron Binder lebhaft. Sie werden Ihr Ziel erreichen, Sie werden Oeſterreich groß, mächtig und ſtark machen, Sie werden ihm eine neue Zeit aufgehen laſſen, und dieſe dunkeln Nebel zerſtreuen, die jetzt noch über den Geiſtern ſchweben!

Wenn ich zur Macht gelange, ſagte Kaunitz, ſo ſoll dies, das ſchwöre ich Ihnen, mein erſtes Beſtreben ſein. Der Geiſt ſoll frei werden von den Weihrauchsnebeldünſten, die ihn jetzt noch umdüſtern, und ſtatt der Prieſter und der Beichtväter ſoll nur Kaunitz und der Geiſt über Oeſterreich herrſchen! Aber werde ich zur Macht gelangen? Wird Maria Thereſia's Hand ſtark genug ſein, um die Feſſeln zu zerreißen, welche die Prieſter und der Gemahl um ſie her ausgebreitet haben? Wird ſie den Muth haben allen Vorurtheilen zu trotzen und das alte Oeſterreich wie ein abgetragenes, zerfallenes Gewand von ſich zu werfen? Wird —

Die Thür öffnete ſich, und der Kammerdiener trat ein mit einer Karte, die er Herrn von Binder darreichte.

Der Staatsreferendar von Bartenſtein wünſcht Ihnen

einen Beſuch zu machen, ſagte der Baron freudig. Wollen Sie ihn hier empfangen?

Ich werde ihn gar nicht empfangen, ſagte Kaunitz. Sage dem Herrn Baron, ich ſei beſchäftigt und bedaure!

Sie weiſen ihn ab? fragte Binder, als der Diener ich entfernt hatte. Sie thun das ohne alle Umſchweife, ohne den kleinſten Vorwand?

Begreifen Sie denn nicht, daß die Sonne meines Glücks aufgeht, daß Bartenſtein die erſte Lerche meines Sonnengangs iſt? rief Graf Kaunitz mit ſtrahlenden Augen. Oh dieſer Beſuch meines ſonſt allmächtigen Feindes beweiſt mir, daß ſeine Allmacht zu Ende geht, und daß er ihr Abſterben ahnt, — mein Abweis ſoll ihm dieſes Abſterben zur Gewißheit machen. Niemand wird nun noch zweifeln, daß Bartenſteins Fall und meine Erhebung gewiß iſt, denn Bartenſtein von ſeiner Thür weiſen, heißt dem ganzen alten Oeſterreich einen Fußtritt geben. Ich werde alſo meinen Triumph ſchon jetzt in den Mäulern aller politiſchen Klatſchweiber von Wien feiern, bevor ich ſelber noch davon gekoſtet habe! Jetzt, Freund, wollen wir fröhlich ſein und guter Dinge, die Sündfluth der Sorgen iſt vorüber, Bartenſteins Karte da iſt das Oelblatt, das mir das nahe Land verkündet! Hinweg alſo mit den Sorgen und den Beängſtigungen!

Jetzt wollen wir fröhlich sein, und uns das Haupt umwirbeln lassen von den Nebeldünsten olympischer Tollheit. Fort mit den Acten und dem gelehrten Kram! Die Bücherwürmer wollen sich in selige Narren verpuppen und mit ihren Schellen läuten, damit auch die andern Narren kommen!

Er nahm die Handklingel und schellte heftig. Alles soll bereit sein im Toilettenzimmer, ich werde sogleich dahin kommen! Dem Koch soll man sagen, daß wir ein Diner von zwanzig Couverts haben werden, das feinste, pikanteste, leckerste und wunderbarste, was es giebt. Der Haushofmeister soll die feurigsten Weine aus dem Keller holen, und Sorge tragen, daß der Champagner nicht zu warm, der Johannisberger nicht zu kalt, der Sillery nicht zu trocken, der Lacrimä-Christi nicht zu säuerlich sei. Zwei Wagen angespannt. Den Einen zur Sängerin Forlina, den andern zur Tänzerin Sacco, sie sollen zum Diner kommen! Zwei Läufer abgeschickt, den einen zum Grafen Harrach, den andern zum Grafen Colloredo! Einladung zum Diner. Hier ist die Liste der übrigen Herren, die geladen werden. Geh hinunter zu meiner Schwester, der Gräfin Questenberg. Lasse ihr meinen Respect vermelden, möchte heute die Gnade haben in ihren

Zimmer zu ſpeiſen, und ſich nicht bemühen, die Honneurs an meiner Tafel zu machen.

Excellenz halten zu Gnaden, ſagte der Kammerdiener ſchüchtern, aber die Frau Gräfin —

Nun, was zauderſt Du? Was iſt's mit meiner Schweſter?

Die Frau Gräfin ſind ja ſchon vor acht Tagen abgereiſ't?

Wie? ohne von mir Abſchied zu nehmen? Wohin iſt denn die Frau Gräfin abgereiſt?

Der Diener hob den Arm langſam empor, und zeigte gen Himmel. Dahin, Excellenz!

Der Graf zuckte leicht zuſammen und blickte fragend hinüber nach dem Baron Binder. Dieſer zuckte die Achſeln. Die gute Gräfin war ſchon lange leidend, ſagte er, aber ſie wollte Sie nicht mit ihren Klagen betrüben und ſchwieg darüber. Sie werden indeß wohl dies traurige Schickſal geahnt haben, da die Gräfin ſeit drei Wochen nicht an der Mittagstafel präſidirte.

Vraiment nein, ich habe nichts geahnt, denn ich hatte in dieſen drei Wochen nicht Zeit, an dergleichen zu denken. Wann iſt die Ceremonie geweſen?

Vorgeſtern, Herr Graf. Ich habe alle Anordnungen getroffen und Alles überwacht!

Und ich habe Ihnen meinen innigſten Dank zu ſagen, theuerſter Freund, für die Vortrefflichkeit Ihrer Anordnungen, denn ich habe nichts davon gemerkt, und bin nicht einen Moment davon beunruhigt worden. Genug davon, Sie wiſſen, daß ich dieſe Geſpräche haſſe, brechen wir ab! Da die Ceremonie ſchon vorgeſtern geweſen iſt, ſo hindert das nichts an unſerm heutigen Tage. Geh, Philipp! Raſch alle Aufträge beſorgt! Blumen in den Corridors und auf den Treppen, im Speiſeſaal Orangen und Roſen, zum Caffee Vanillenſtengel ſtatt der Theelöffel. Fort!

Noch einmal Dank, Freund Binder, ſagte der Graf, als der Kammerdiener ſich entfernt hatte, Dank, daß Sie die Abreiſe meiner Schweſter mit ſo viel Discretion geleitet, und mir dieſe unangenehmen Aufregungen erſpart haben. Nun, die Damen hier werden froh ſein, daß meine ceremonielle, malitiöſe und ernſte Schweſter, die ſehr tugendſtreng war, weil ihr Alter ihr nicht mehr erlaubte zu ſündigen, daß die Gräfin Queſtenberg — abgereiſ't iſt. Aber wen werde ich nun ſtatt ihrer in mein Haus nehmen, die Honneurs zu machen? Nun, wir wollen uns ein anderes Mal mit dieſer Frage beſchäftigen! Jetzt

zur Toilette! Adieu, Freund, beim Diner ſehen wir uns wieder!

Er winkte ſeinem Vertrauten flüchtig zu, und ging dann mit leichtem Schritte in das anſtoßende Toilettenzimmer.

VIII.

Die Toilette des Grafen Kaunitz.

Als Graf Kaunitz in das Toilettenzimmer eintrat, wa
ſein Geſicht wieder ſo ernſthaft und unbeweglich wi
immer, nicht die leiſeſte Spur von Aufregung zeigt
ſich in demſelben. Er ſchien die Diener gar nicht z
gewahren, die zu beiden Seiten des Zimmers ſtander
und in ehrfurchtsvollem Schweigen ſeiner Befehle harrter
Zu dem großen venetianiſchen Spiegel tretend, betrach
tete er mit prüfenden Blicken ſein Angeſicht, und heftet
ſeine Augen lange und unverwandt auf dieſe kleinen feine
Linien, die ſich da auf ſeiner weißen zarten Stirn zeig
ten, und die erſten Gedankenſtriche waren, welche da
Alter auf die Stirn des dreiundvierzigjährigen Manne
gezeichnet hatte. Dieſe Gedankenſtriche ſchienen der
Grafen viel Stoff zum Denken zu geben, denn er be
trachtete ſie lange mit tiefernſten, ſeltſam funkelnde

lugen. Dann wandte er ſich zu dem Friſeur, der als er nächſt Berechtigte hinter ihm ſtand.

Die Perrücke fertig? fragte er.

Fertig, Excellenz, und genau nach des Herrn Grafen igener Angabe. Vorn an der Stirn mit reichen Locken, hinten mit Haarbeutel.

Aufſetzen!

Der Friſeur flatterte zu dem großen Haubenkopf, er da drüben auf dem Tiſch ſtand, und nahm von dem elben die ſeltſam phantaſtiſche blonde Perrücke, die „nach es Herrn Grafen eigener Angabe“ gebaut war, und n ihrer wunderbaren Vermiſchung von frei wallenden Locken und ſteifem Haarbeutel zugleich, ohne daß Graf Kaunitz es ahnte, als die ſchlagendſte Characteriſtik eines eigenen Weſens erſchien. — Graf Kaunitz hatte aber bei der Erfindung dieſer Perrücke einen ganz andern Zweck im Auge gehabt. Dieſe wallenden Locken ſollten auf eine präciöſe und anmuthige Weiſe die ſchwatzhaften Stirnfalten, die von ſeinen zunehmenden Jahren plau- dern wollten, ein für alle Mal zum Schweigen bringen, und ſein Geburtsjahr für immer von ſeiner Stirn fortringeln.

Graf Kaunitz neigte ein wenig ſein ſtolzes Haupt und ließ ſich von dem franzöſiſchen Haarkünſtler die

Perrücke auffetzen, dann betrachtete er mit tiefem Ernſ den wunderbaren Bau im Spiegel, hier die Locken tiefe über ſeine Stirn niederziehend, ſie auseinanderſchiebend, ſo daß zwiſchen dem blonden Geringel ſeine feine weiß Stirn ſichtbar ward, dann wieder eine Locke über di kleine Falte da über dem Naſenbein oder dort an de Schläfe ordnend, bis die Locken in einem wunderſame Zickzack an ſeiner Stirn auf und nieder ringelten.

Graf Kaunitz deutete mit einem Finger ſeiner weiße durchſichtig zarten Hand auf dieſes Lockenzickzack hin. Merken Sie wohl auf, Hippolyt, dies die Art wie ich täg lich und immerdar meine Perrücke arrangirt ſehen will*)

Der Friſeur machte eine ſtumme und ehrfurchtsvoll Verbeugung und trat dann zurück, um den beiden Kam merdienern Platz zu machen, welche die Kleider de Grafen, das goldgeſtickte ſpaniſche Gewand, den kleine goldgeſtickten Mantel, die kurzen Sammetpantalons, di dunkelrothen Strümpfe und die Schuhe mit Brillant ſchnallen brachten.

Ein einfacheres Gewand, ſpaniſch, aber ohne Gold

*) Graf Kaunitz trug von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Tod immer dieſe ſeltſame Perrücke mit den Zickzacklocken. Die Wiene Elegants beeiferten ſich ſie nachzuahmen, und bald trug man all gemein dieſe Perrücken, welche man nach ihrem Erfinder di „Kaunitz-Perrücken" nannte.

ſtickerei, befahl der Graf. Keine rothen Strümpfe, ſondern weiße!

Die beiden Kammerdiener erhoben ihre ehrfurchtsvoll geſenkten Häupter und ſchauten ihren Gebieter zweifelnd und forſchend an! Weiße Strümpfe, ſtatt der rothen, zu dem ſpaniſchen Anzug ganz unerläßlichen, das war eine Neuerung, ein ſo kühnes Auflehnen gegen die Etiquette, daß es den beiden Kammerdienern faſt wie ein thätlicher Hochverrath gegen den Kaiſerhof erſchien.

Der Graf errieth vielleicht ihre Gedanken, denn er zuckte verächtlich die Achſeln, und wiederholte in noch ſtrengerem, gebieteriſchem Ton: weiße Strümpfe! Ein für alle Mal weiße Strümpfe, niemals wieder rothe. Raſch jetzt anziehen, und mich im Puderkabinet erwarten. Der Friſeur zog ſich mit ſeinen zwei Unterbeamten und zwei Kammerdienern rückwärts gehend durch die Thür da drüben zurück, und der Graf blieb mit ſeinem erſten Kammerdiener allein.

Raſch, und ohne dabei ein Wort zu ſprechen, eine Miene zu verziehen, ließ der Graf ſich ankleiden, dann trat er zum Spiegel, und überſchaute mit ſorgſamen Blicken ſeine ganze Geſtalt, hier eine Puffe des Gewandes, dort eine Falte der breiten Halskrauſe von Alençonner Spitzen ordnend, und die breiten Spitzen-

manſchetten, welche ſeine zierlichen weißen Hände umgaben, weiter hervor ziehend.

Dann wandte er ſein Haupt ein wenig rückwärts zu dem Kammerdiener. — Pudermantel! befahl er kurz.

Sofort entfaltete dieſer das weiße Packet, das er ſchon in der Hand hielt, und legte dem Grafen mit ehrerbietigſter Verbeugung den langen weißen Mantel über die Schultern. Der Graf zog ihn ſorgfältig bis über die Halskrauſe herauf, und hüllte, vor dem Spiegel ſtehend, ſeine ganze Geſtalt darin ein, dann winkte er mit einer olympiſchen Bewegung ſeines Hauptes nach der Thür, und der Kammerdiener flog hin, ſie zu öffnen.

Kaunitz, eng in ſeinen Mantel gehüllt, näherte ſich mit gravitätiſchen Schritten der Thür. So wie er auf der Schwelle des nächſten Gemaches erſchien, hoben die Friſeure und Kammerdiener, welche zu beiden Seiten der „Puderkammer" aufgeſtellt waren, ihre großen Puderwedel, und ſchwenkten ſie hin und her. Eine Wolke von weißem Staub füllte ſofort den ganzen Raum, und durch dieſe Wolke hindurch ſchritt Graf Kaunitz in ſeinem weißen Mantel mit langſamen, gravitätiſchen Schritten, mit marmorernſten unbeweglichen Zügen, bis an die andere Seite des Gemaches dahin. Hier blieb

er einen Moment ſtehen, um mit vorſichtigem Finger den Puder aus ſeinen Augen fortzuwiſchen. Dann wandte er ſich um, und ſein Haupt langſam links und rechts wendend auf ſeine harrenden Diener, commandirte er, wie ein Feldherr ſeinen Kanonieren: meine Ladung!

Und die Diener hoben wieder die Puderwedel und eine weiße Puderwolke ſchwebte wieder empor, und gravitätiſch langſam ſchritt Graf Kaunitz wieder durch die Wolke dahin. — Viermal wiederholte er in unveränderlicher Gravität dieſen Spaziergang, dann, ohne ein Wort, einen Blick ſchritt er hinaus und kehrte in ſein Toilettenzimmer zurück, in welches ihm der Oberfriſeur Hippolyt folgte. Der an der Thür harrende erſte Kammerdiener nahm vorſichtig wieder den Pudermantel von den Schultern ſeines Herrn, und der Graf ſchritt wieder zu dem Spiegel hin und betrachtete ſeinen Lockenbau. Dann wandte er ſich mit triumphirendem Ausdruck an den Friſeur.

Geſtehen Sie, Hippolyt, ſagte er, daß es nichts Herrlicheres und Schöneres geben kann, als dieſe Art der Puderung! Sehen Sie nur, wie gleichmäßig, zart hingehaucht, leicht und friſch der Puder überall vertheilt iſt, wie luftig und duftig er die Locken umſpielt,

nirgends mehr, nirgends weniger. Vraiment, ich glaube, ich darf ſtolz ſein auf meine Erfindung!

Oh es war ein ſublimer Gedanke von Ew. Excellenz, betheuerte Hippolyt, eine wahrhaft erhabene Erfindung, die ſelbſt dem göttlichen Kopf Euerer Excellenz Ehre macht, und die in den Annalen der Friſeurkunſt eine ganz neue Epoche bezeichnet!

Ich verbiete aber ſtreng, meine Erfindung in Ihre Annalen aufzunehmen, rief Kaunitz. Ich verbiete, irgend Jemanden von der Art, wie ich meine Haare pudere, zu erzählen. Es iſt meine Erfindung und ich will ſie für mich behalten. Höre ich jemals, daß die Welt das Geheimniß meiner Puderkammer erfährt, ſo jage ich Sie mit der ganzen Sippſchaft meiner Diener auf der Stelle fort.

Der Oberfriſeur und der Kammerdiener murmelten, ſich tief verneigend, einige unverſtändliche Worte, die der Graf indeſſen nicht beachtete. Er nahm das neben dem Spiegel ſchon bereit liegende weiße Batiſttuch, und fuhr ſich leiſe und vorſichtig mehrmals über das Geſicht hin. Dann betrachtete er ſein Antlitz wieder im Spiegel, und nachdem er ſich überzeugt, daß keine Spur des weißen Puderſtaubs mehr in demſelben zu ſehn war, durchſchritt er das Gemach, und näherte ſich

jener, der Puderkammer gegenüber befindlichen Thür. So wie der Kammerdiener dieſe öffnete, erhob ſich neben der Thür die große gelbe Dogge, welche da in Erwartung ihres Herrn gelagert hatte, und der, neben dem Hunde ſtehende zweite Kammerdiener reichte dem Grafen die goldene, mit Brillanten beſetzte Tabatière und das geſtickte Taſchentuch dar.

Dies war der letzte Akt in dem großen, täglich genau und auf dieſelbe Weiſe ſich wiederholenden Garderobenſpiel des Grafen Kaunitz. Wenn er die Tabatière und das Taſchentuch in die Taſche ſeines ſpaniſchen Gewandes ſenkte, ſo war die Toilette beendet, die Diener durften ſich zurückziehen, und nur die Dogge, die treue und ſtete Begleiterin des Grafen, durfte dann noch an ſeiter Seite verweilen.

Als Kaunitz jetzt allein, und wieder in ſeinem Arbeitskabinet war, näherte er ſich mit haſtigen Schritten dem Tiſch, auf welchem die während ſeiner Toilettenſtunde, bei welcher nichts ihn ſtören durfte, eingegangenen Briefe und Depeſchen hingelegt wurden.

Immer noch keine Botſchaft von der Kaiſerin, murmelte er, die Briefe muſternd. Wenn ich mich nun doch geirrt hätte, wenn Bartenſtein nicht kam, weil er

mich fürchtet, ſondern weil er einen Triumph über mich feiern will, wenn —

Die Thür ward vorſichtig geöffnet, und der Baron von Binder trat ein.

Excellenz, ſagte er lächelnd, zu dem Grafen hinſchreitend, ich übernahm es zu thun, was keiner der Kammerdiener wagen wollte. Ich übernahm es Ihnen einen Beſuch zu melden, obwohl es vor der Tafel, nach der Audienzſtunde, und die Zeit iſt, in welcher Sie in's Billardzimmer zu gehen pflegen. Aber was wollen Sie, ich habe ein weiches Herz, und der Herr, der da draußen im Vorſaal ſteht, bat den Kammerdiener mit ſo lauter und dringender Stimme, ihm eine Audienz beim Grafen Kaunitz zu verſchaffen, daß ich es im Billardzimmer hörte, und hinaus trat, um meine Vermittelung anzubieten. Nicht wahr, Ew. Excellenz werden mich in meiner Vermittlerrolle nicht zu Schanden werden laſſen, Sie werden dem armen Herrn da draußen eine Audienz bewilligen?

Wer iſt denn der Herr, für den Sie ſich ſo lebhaft intereſſiren?

Excellenz, es iſt der Herr geheime Staatsrefendar Baron von Bartenſtein.

Wie? Er iſt ſchon wieder da? fragte Kaunitz, deſſen ernſte Züge ſich wider ſeinen Willen erhellten.

Ja, Excellenz, er iſt zum zweiten Male da!

Und er bat, hören Sie, Baron, er bat meinen Kammerdiener, ihm eine Audienz bei mir zu verſchaffen?

Er bat nicht nur, er flehte, und zwar ſo laut, ſo dringend, daß ich im andern Zimmer es hörte, und aus Mitleid ihm zu Hülfe zu kommen beſchloß.

Kaunitz nickte mehrmals lebhaft mit dem Haupt. Ich habe mich alſo nicht verrechnet, ſagte er, und er erlaubte ſeinen ſchmalen Lippen ſich mit dem Schimmer eines Lächelns zu ſchmücken. Wenn Bartenſtein bittet, ſo iſt es am Ende mit ſeiner Macht, und die Kaiſerin hat ihn das ſchon fühlen laſſen. Bartenſtein heute zum zweiten Mal in meinem Vorzimmer iſt ſo gut, als wäre die Botſchaft Maria Thereſiens ſchon da!

Und nicht wahr, Sie werden großmüthig ſein? Sie werden den Staatsreferendar empfangen?

Weshalb ſollte ich das? Wenn er Geſchäfte zu beſprechen hat, ſo gehört das in den Conferenzſaal, und wenn er mir nur einen Beſuch machen will, ſo iſt das eine läſtige inhaltsloſe Formel, und vor inhaltsloſen Dingen muß man immer auf ſeiner Huth ſein.

Aber wenn ich Sie bitte, Graf? Wahrhaftig ich

ſchwöre Ihnen, der arme Mann dauert mich! Es giebt nichts Tragiſcheres als eine gefallene Größe, man muß Mitleid und Erbarmen mit ihr haben.

Graf Kaunitz legte ſeine Hand auf die breite kräftige Schulter ſeines Freundes, und obwohl ſeine Mienen ganz unverändert blieben, leuchtete doch ein Strahl von Liebe in ſeinen Augen auf.

Welch ein großes Kind Sie ſind, ſagte er, und wie weich Ihr Herz noch immer iſt, als ob die Welt es immer nur mit Roſenfingern berührt hätte! Wahrlich, ſolche Güte muß belohnt werden! Sie haben für den Herrn geheimen Staatsreferendar da draußen gebeten, dafür will ich Ihnen, ſobald ich bin, was ich zu ſein berufen bin, ſeine Stelle geben. Sie ſollen Staatsreferendarius werden! Und jetzt, Sie großes Kind, kommen Sie, laſſen Sie uns erſt eine Partie Billard ſpielen, bevor wir zu meinen Gäſten in den Eßſaal gehen!

Er nahm des Barons Arm, und wollte ihn nach der zum Billardzimmer führenden Thür geleiten.

Aber erſt, Excellenz, muß ich, ſo unangenehm und beſchämend es auch für mich iſt, doch in den Vorſaal zurückkehren, und Herrn von Bartenſtein ſagen, daß meine Fürſprache vergebens geweſen.

Nicht doch, Baron, ſagte Kaunitz ihn fortziehend, wir werden den Billarddiener hinausſchicken, und dem Herrn Staatsreferendar Beſcheid ſagen laſſen!

Und ſo lange ſoll der arme Mann noch im Vorſaal warten?

Hm, der arme Mann, ſagen Sie? Ich entſinne mich, daß er mich drei Mal eine halbe Stunde in ſeinem Vorzimmer hat warten laſſen? Nun, Sie wiſſen, und die ganze Welt weiß, daß ich ein pünktlicher Mann bin, der es nicht liebt, Schulden zu haben! Die eine halbe Stunde, die ich ihm ſchuldete, zahle ich ihm eben zurück. Bleiben nur noch zwei andere halbe Stunden, die werde ich ihm ein ander Mal bezahlen! Kommen Sie, mein lieber geheimer Staatsreferendarius der Zukunft!

IX.

Die rothen Strümpfe.

An der Mittagstafel des Grafen Kaunitz herrschte heute, wie immer, die heiterste, ungebundenste Fröhlichkeit, die zwangloseste Ausgelassenheit. Kein noch so gewagter Scherz, kein noch so zweideutiges Witzwort durften die glühenden Lippen sich scheuen auszusprechen, und wenn dabei zuweilen sich auf den schönen flammenden Gesichtern der Damen dieser heitern und ausgelesenen Tafelrunde der Schimmer eines schamvollen Erröthens zeigte, so jubelten die Ritter hoch auf vor Entzücken und priesen die keuschen Vestalinnen in den begeisterten Dithyramben des Entzückens. Alle Gesichter glühten, alle Augen flammten, die feurigen Weine, die auserlesenen stark gewürzten Speisen, hatten das Blut erhitzt, die herüber und hinüber flatternden Worte des Scherzes, der Ironie, der Leidenschaft und der Ueppigkeit

hatten die Herzen entzündet, und die Schleier der Etiquette hinweggerissen. Die schöne Ferlina, welche da neben dem Grafen Kaunitz saß, hätte mit der berühmten Lais des alten Griechenlands um die Krone der Schönheit und der Ueppigkeit streiten dürfen, und die liebreizende Tänzerin Sacco, die da zwischen ihren beiden Liebhabern, den Grafen Harrach und Colloredo saß, glich einer Phryne an Liebreiz und Schamlosigkeit. Die gewagtesten Scherzworte, die pikantesten Bonmots flatterten gleich Amoretten von ihren Lippen, um all die Herzen dieser aufgeregten entflammten Tischgesellschaft zu verwunden, und der Duft der Blumen, die von den Speisen aufsteigenden Wohlgerüche, die wollüstig gaukelnde Musik, welche in der Ferne ertönte, und in das Lachen, das Jauchzen, in die leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen und die zärtlichen Reden ihre sehnsuchtsvollen Seufzer und Beschwörungen mischte, das Alles machte die Herzen noch höher flammen, erhitzte die Phantasie noch mehr. Es war eine jener Orgien, wie nur Graf Kaunitz, dieser auf der hohen Schule des Pariser Lebens und in den duftenden Boudoirs der petites maisons gebildete Weltmann, sie zu arrangiren vermochte, und Denen beiwohnen zu dürfen, der höchste Stolz und Ruhm der jungen Fürsten, Grafen und

Barone Oesterreichs war, weil Graf Kaunitz ihnen dadurch gewissermaßen ein Zeugniß ihrer Reife und ihrer vollendeten Weltbildung ertheilte.

Alle Gesichter, wie gesagt, glühten, und üppige Scherze und gewagte Witzworte tönten von Aller Lippen; Graf Kaunitz allein hatte sich sein ernstes, unverändertes Aussehen bewahrt, er allein schien vollkommen kalt, vollkommen besonnen in den zuckenden Flammen dieser ihn umjauchzenden Leidenschaften dazustehen, und doch war Er es gewesen, der mit seinen heitern Scherzen die Scherze auf den Lippen der Uebrigen geweckt, doch war Er es noch jetzt, der die Stimmung seiner Gäste immer noch zu erhöhen, und neu zu befeuern wußte. Mit der kalten Ruhe eines Steuermanns lenkte er das gaukelnde blumengekränzte Schiff der Freude durch die Brandungen und an den Klippen dahin, und ließ immer neue verlockende Bilder, immer neue Zauber auftauchen. Als jetzt das Mahl beendet war, als nichts mehr übrig schien die allgemeine Lust noch höher zu steigern, als Kaunitz mit einem langen Blick die glühenden Wangen, die blitzenden Augen, die zitternden Lippen seiner Gäste gemustert hatte, und sich gestehen mußte, daß alle Reize, alle Leidenschaften und Genüsse für heute erschöpft schienen, sagte er mit einer

diaboliſchen Ruhe zu ſich ſelber: jetzt haben wir nur noch Eins, um unſerer Unterhaltung einen neuen Reiz, einen ſchärferen Genuß zu geben! Alle Genüſſe ſind erſchöpft, es bleibt uns noch einer, das Spiel! Wenn das Herz ausgebrannt iſt von allen Leidenſchaften, flammt es doch noch auf beim Anblick des Goldes!

Zum Spiel, meine Freunde, zum Spiel! — Die Augen ſeiner Gäſte flammten höher auf, eine neue Gluth trat in ihre Augen, wie ſie dem Grafen jetzt zu dem grünen Tiſch am andern Ende des Speiſeſaals folgen. Graf Kaunitz häuft aus der herbeigebrachten Caſſette einen Berg von Goldſtücken vor ſich auf, und die ſchöne Ferlina betrachtet ſie mit lüſternen Blicken, und einem ſo ſehnſuchtsvollen Seufzer, wie ihn Kaunitz nie von ihr gehört, die Grafen Harrach und Colloredo laſſen aus ihren Börſen einen Regen von Gold auf den grünen Tiſch niederträufeln, und nie hat ihnen Beiden die ſchöne Tänzerin Sacco ſo lieblich und feurig zugelächelt. Kaunitz ſieht es, und während er die Würfel in den goldenen Becher wirft, murmelt er: Elendes erbärmliches Menſchengewürm, dünken ſich Götter, und ſind doch nur das verhöhnte Spielzeug des kleinen Teufels, der da Gold heißt!

Wie er aber den Becher hob, um die Würfel zu

schütteln, öffnete sich die Thür und der erste Kammerdiener erschien auf der Schwelle.

Verzeihung, Excellenz, daß ich zu stören wage! Aber es ist eine Botschaft der Kaiserin! Ihro Majestät läßt den Herrn Grafen Excellenz bitten, sofort zu ihr zu kommen.

Kaunitz setzte den Becher mit vollkommenster Gelassenheit wieder auf den Tisch. Anspannen! befahl er dem Kammerdiener, und sich dann mit einem leichten Kopfneigen an seine Gäste wendend, sagte er: bleiben Sie! Erwarten Sie meine Rückkehr! Graf Harrach mag die Güte haben, für mich Bank zu legen. Da ist meine Cassette, zehntausend Gulden sind darin! Ich spiele moitié mit Signora Ferlina.

Die Signora flog mit einem lauten Freudenschrei empor, und ihre Arme heftig um des Grafen Nacken schlingend, preßte sie einen lautschallenden Kuß auf seine Lippen.

Kaunitz machte sich gelassen von ihr los. Wie ungeschickt Sie sind, sagte er, meine ganze Halskrause ist zerdrückt! Will denn das Alter Ihr italienisches Blut nicht ein wenig abkühlen? Leben Sie wohl, meine Herren! Ich muß fort! Herrendienst!

Er grüßte noch einmal flüchtig mit dem Haupt, und schritt dann hinaus. — Die Kammerdiener und

Friſeure erwarteten den Grafen ſchon im Toilettenzimmer, das Gallahofkleid, die rothen Strümpfe und der Staatsdegen lagen ſchon bereit, aber Kaunitz wehrte mit einer ſtolzen Bewegung ſeiner Hand den ganzen Apparat des Kammerdieners von ſich ab, und deutete nur dem Friſeur mit einem gebieteriſchen Fingerzeig an, daß er einige verſchobene Locken ſeiner Perrücke wieder in Ordnung zu bringen habe.

Der Kammerdiener, anfangs ſtarr vor ſtaunendem Entſetzen, trat jetzt mit entſchloſſener muthvoller Miene mit dem Staatskleid in der Hand auf ſeinen Herrn zu.

Verzeihung, Excellenz, aber der Herr Graf gehen, denke ich, zur Kaiſerin Majeſtät?

Ich gehe zur Kaiſerin Majeſtät.

Nun, dann werden doch Ew. Excellenz, der Etiquette gemäß, das große ſpaniſche Hofcoſtüm anlegen müſſen?

Müſſen? wiederholte Graf Kaunitz verächtlich. Narr! Dem Grafen Kaunitz gegenüber ſpricht man nicht von „Müſſen“. Merke Dir das. Jetzt gieb mir meinen Muff.

Den Muff? fragte der Kammerdiener entſetzt.

Ja, Narr, den Muff, denn es iſt kalt und mich friert.

Der Kammerdiener warf einen jammervollen Blick zu dem Fenſter hin, auf welchem die helle Juniſonne

brannte, und reichte dann mit einem Seufzer dem Grafen den großen Muff dar.

Kaunitz steckte seine beiden Hände tief hinein, und durchschritt dann langsam die Gemächer, um sich hinunter zum Wagen zu begeben, der in der großen Treppenhalle seiner wartete. Hinter ihm her schritt die große Dogge und dieser folgten die beiden Kammerdiener und die Friseure, welche jedes Mal den Grafen bis zum Wagen zu geleiten hatten, um sogleich bereit zu sein, wenn noch irgend Etwas an der Toilette sich verschieben möchte.

Der Graf, den großen Muff ängstlich vor den Mund drückend, um nicht von der frischen Luft, die durch die Halle fächelte, getroffen zu werden, stieg eilig in die Kutsche ein, als aber der Hund ihm folgen wollte, wehrte er ihn sanft zurück.

Nein, Phädra, heut nicht! Zur Kaiserin darf ich Dich nicht führen!

Der Wagen rollte von dannen, die Diener blickten ihm stumm eine Zeitlang nach, dann wandte sich der erste Kammerdiener mit einem schadenfrohen Lächeln zu seinem Genossen hin.

Ich bleibe dabei, flüsterte er leise, er ist doch verrückt! Nur ein Wahnsinniger kann denken, daß er ohne

Degen und ohne rothe Strümpfe bis zur Kaiſerin gelangt.

Hippolyt ſchüttelte mit einem ſtolzen Lächeln das Haupt. Er iſt nicht verrückt, ſagte er, aber ein Sonderling, und ein genialer, der die Welt kennt, und ſich den Spaß macht, ihr ein Schnippchen zu ſchlagen!

Freu' mich aber doch auf den Moment, wo der ſtolze Narr wieder heimgefahren kommt, um die rothen Strümpfe und den Galladegen anzulegen, denn die Kaiſerin wird ihn natürlich in dem Anfzug nicht annehmen!

Faſt hätte der Kammerdiener mit ſeiner ſchadenfrohen Prophezeihung Recht gehabt. Die weißen Strümpfe, das einfache Kleid und der Mangel des Galladegens erregten in den Vorzimmern der Kaiſerin ein tiefes unausſprechliches Entſetzen.

Der Kammerhuſar wagte es nicht, den Grafen in dieſem Coſtüm der Kaiſerin zu melden, und ſtürzte in den zweiten Vorſaal, um den Hofmarſchall herbeizurufen. Dieſer eilte herbei und näherte ſich mit ſeinem ſüßeſten Lächeln dem unwillig drein ſchauenden Grafen.

Haben Sie die Güte, Herr Hofmarſchall, ſagte Kaunitz ſtreng, die Kaiſerin nicht länger warten zu laſſen. Ihro Majeſtät haben mich rufen laſſen, ſagen Sie Ihro Majeſtät, daß ich da bin.

Aber, Excellenz, rief der Hofmarſchall entſetzt, es kann nicht Ihr Ernſt ſein, in dieſem Coſtüm zu Ihro Majeſtät eintreten zu wollen. Wollen Sie die Gnade haben, erſt wieder gut zu machen, was Sie ohne Zweifel in einem Anfall von Zerſtreutheit vergeſſen haben! Ich bin gern bereit, Ihnen gefällig zu ſein, und wenn Ew. Excellenz mich alſo in mein Toilettenzimmer begleiten wollen, ſo werden wir da ſchon einen Degen und rothe Strümpfe finden.

Graf Kaunitz zuckte nur verächtlich die Achſeln. Ihro Majeſtät haben nach mir und nicht nach dem Galanteriedegen und den rothen Strümpfen geſchickt. Melden Sie mich alſo der Kaiſerin!

Der Hofmarſchall trat entſetzt einen Schritt zurück. Nimmermehr werde ich das wagen! Ein ſolches Vergehen gegen die der Majeſtät ſchuldige Ehrfurcht iſt ganz unmöglich!

Nun, ſagte Graf Kaunitz gelaſſen, ſo werde ich die Ehre haben, mich ſelber der Kaiſerin anzumelden.

Er ſchritt an dem Hofmarſchall und den ſchreckensbleichen Kammerherrn vorüber und ging gerade auf die Thür zu, welche in die innerſten Gemächer der Kaiſerin führte.

Halt, halt, ächzte der Hofmarſchall, das wäre ein

zu furchtbarer Verſtoß gegen die Etiquette. Die Majeſtät hat den Herrn Grafen befohlen, und erwartet Sie! Ich werde alſo Ew. Excellenz meiner Pflicht gemäß anmelden. Mögen Sie dann es übernehmen, Sich zu entſchuldigen, wenn Sie es vermögen!

Er verneigte ſich vor Graf Kaunitz, und ſchritt ihm voran in das nächſte Gemach, dann eilte er in das Kabinet der Kaiſerin, und kehrte ſofort mit der Botſchaft zurück, daß die Kaiſerin den Grafen erwarte.

X.

Das neue Oeſterreich.

Die Kaiſerin empfing den Grafen Kaunitz mit einem gnädigen Kopfnicken. Ihr kommt ſehr ſpät, Herr Graf von Kaunitz, ſagte ſie, ihm die Hand zum Kuſſe darreichend.

Und faſt wäre ich gar nicht bis zu Euerer Majeſtät gelangt, denn die gelehrten Herren im Vorzimmer wollten mich nicht einlaſſen, weil ich keine rothen Strümpfe und keinen Degen habe.

Die Kaiſerin bemerkte jetzt erſt dieſen Mangel der gräflichen Toilette, und ihre Stirn verfinſterte ſich ein wenig. Und warum hat Er keine rothen Strümpfe? fragte ſie.

Weil ich ſie häßlich finde, Majeſtät, und weil ich nicht einſehe, weshalb ich mir in meiner Toilette Zwang auferlegen und tragen ſollte, was ich häßlich finde.

Maria Thereſia blickte ihn erſtaunt an, ſie fand das rgument des Grafen ſo neu und überraſchend, daß ſie ichts darauf zu erwidern wußte.

Graf Kaunitz fuhr fort: Und was den Galanterie- egen anbetrifft, ſo ſehe ich nicht ein, wozu ich tragen ollte, was nicht zu meiner Stellung paßt. Ich bin kein riegsmann, und führe nicht den Degen, ſondern die eder.

Und Er weiß noch außerdem Seine Zunge ſehr gut u führen, ſagte die Kaiſerin, indem ſie ſich wieder auf em großen Lehnſtuhl niederſetzte. Laſſen wir jetzt alſo ie rothen Strümpfe und den Degen, und reden wir on Ihrer Feder und von Ihrer Zunge, welche Beide h jetzt brauchen will. Habe mir in dieſer Zeit Alles ohl überlegt und wohl erwogen, bin viel mit mir und einem Gewiſſen zu Rathe gegangen, denn ich war's ir wohl bewußt, daß es ein großer Schritt war, den h thun wollte, und den ich mit Gott und meinem Ge- iſſen erſt vielfach beſprechen mußte. Darum hat's uch ſo lange gedauert, bis ich Ihn rufen ließ. Jetzt ber habe ich meine Entſcheidung getroffen.

Graf Kaunitz, ſo ſehr er auch ſonſt Herr ſeiner mpfindungen war, und ſich zu beherrſchen wußte, konnte

doch ein leises Erbeben seiner Gestalt, ein flüchtiges Erbleichen seiner Wangen nicht unterdrücken.

Die Kaiserin fuhr fort: Ich bin Eins mit mir Selber, und habe meinen Entschluß unwiderruflich gefaßt. Es soll dabei bleiben, was ich Ihm gesagt habe! Eine neue Zeit soll für Oesterreich heraufblühen, und so Gott will, eine glückliche! Wir wollen die alten Bundesgenossen fahren lassen, und das Bündniß mit Frankreich suchen und knüpfen. Das ist Seine Aufgabe!

Ich ernenne ihn zum Oberhofkanzler an Graf Uhlefeld's Stelle. Er kann mir immer ein Wenig danken, denn ich versichere Ihm, daß es viel Schwierigkeiten gekostet hat, bis ich meinen Entschluß gegen meine Umgebung durchsetzen konnte.

Ich danke Ihro Majestät, daß Sie das Bündniß mit Frankreich durchsetzen wollen, sagte Kaunitz ernst, ich danke dies Ihro Majestät, weil ich die feste und heilige Ueberzeugung hege, daß ein Bündniß mit Frankreich allein zum Wohle Oesterreichs gereichen kann.

Und dankt Er mir nicht, daß ich Ihn zum Minister ernannt habe? Oder wie, ist Ihm die Ernennung nicht willkommen, und Er will sie nicht annehmen?

Wenn ich sie annehmen kann, werde ich der glücklichste und befriedigtste der Sterblichen sein, ob ich sie

annehmen kann, darüber haben Ew. Majestät allein zu entscheiden.

Die Kaiserin erröthete vor Unwillen, und schleuderte einen ihrer schnellen, zornigen Blicke auf den Grafen, der kalt und gelassen vor ihr stand.

Ach, Er will sich wohl erst bitten lassen, die erste Stelle in meinen Landen anzunehmen, rief sie heftig. Denkt wohl, daß Er mir eine absonderliche Gnade erzeigt, wenn Er Sich herabläßt mein Oberhofkanzler zu sein?

Ihro Majestät, sagte der Graf mit seiner sanften gleichmüthigen Stimme, ich denke gar nicht an mich, sondern an Oesterreich, das ich liebe, an Ew. Majestät, die ich als meine erhabene Kaiserin anbete und verehre, und der ich bereit bin mit meinem Leben und meiner Seele zu dienen. Aber ich muß auch wissen, ob mir Gelegenheit geboten wird, meiner Kaiserin und meinem Vaterland zu dienen in der Weise, wie ich es kann und will!

Und was ist das für eine Weise? fragte die Kaiserin hastig. Explicire der Graf sich näher!

Wenn ich wirken und schaffen soll, muß ich vor allen Dingen freie Hand haben, mußnirgends eingeengt und behindert sein, muß an meiner Stelle keine Collegen haben, welche mit scheelem Auge meine Pläne überwachen, und sie zu hindern suchen, wo sie es vermögen.

doch ein leises Erbeben seiner Gestalt, ein flüchtiges Erbleichen seiner Wangen nicht unterdrücken.

Die Kaiserin fuhr fort: Ich bin Eins mit mir Selber, und habe meinen Entschluß unwiderruflich gefaßt. Es soll dabei bleiben, was ich Ihm gesagt habe! Eine neue Zeit soll für Oesterreich heraufblühen, und so Gott will, eine glückliche! Wir wollen die alten Bundesgenossen fahren lassen, und das Bündniß mit Frankreich suchen und knüpfen. Das ist Seine Aufgabe!

Ich ernenne ihn zum Oberhofkanzler an Graf Uhlefeld's Stelle. Er kann mir immer ein Wenig danken, denn ich versichere Ihm, daß es viel Schwierigkeiten gekostet hat, bis ich meinen Entschluß gegen meine Umgebung durchsetzen konnte.

Ich danke Ihro Majestät, daß Sie das Bündniß mit Frankreich durchsetzen wollen, sagte Kaunitz ernst, ich danke dies Ihro Majestät, weil ich die feste und heilige Ueberzeugung hege, daß ein Bündniß mit Frankreich allein zum Wohle Oesterreichs gereichen kann.

Und dankt Er mir nicht, daß ich Ihn zum Minister ernannt habe? Oder wie, ist Ihm die Ernennung nicht willkommen, und Er will sie nicht annehmen?

Wenn ich sie annehmen kann, werde ich der glücklichste und befriedigtste der Sterblichen sein, ob ich sie

Oder haben Ew. Majeſtät wirklich geglaubt, daß Sie allein regieren? War nicht Graf Uhlefeld ein kleiner Kaiſer neben Ew. Majeſtät, und meinte nicht Herr von Bartenſtein, daß in ſeinen Händen das Scepter Oeſterreichs ruhe? Iſt nicht die Regierung der Lombardei in des lombardiſchen Miniſters Händen, und dünkt ſich nicht der Verwalter der ungariſchen Lande ein eigener Herr und König und giebt Geſetze und Verordnungen, bei denen Ew. Majeſtät nichts zu thun hat, als ſie zu unterſchreiben?

Es iſt wahr, ſagte die Kaiſerin, ich bin vielfach gehemmt und gebunden. Aber es geht nicht anders. Es iſt doch unmöglich Alles ſelbſt zu ſchaffen, ſelbſt zu beſtimmen. Die Lombardei hat ihre eigene Verfſſaung, Ungarn auch, es müſſen daher beide Lande nach ihren eigenen Geſetzen regiert werden, und es muß alſo eine eigene Kanzlei und Regierung für ſie da ſein!

So lange das ſo iſt, werden weder die Lombardei noch Ungarn, noch die Niederlande zu Oeſterreich gehören, ſondern immer Lande für ſich ſein, die zufällig unter Oeſterreichs Scepter ſtehen.

Das iſt nicht zu ändern, ſagte Maria Thereſia lebhaft. Habe auch ſchon oft genug darüber nachgedacht. Meine Arme ſind zu kurz, um überall ſelbſt hinzureichen,

muß mich daher ſchon bequemen, auch andern ein bischen Herrſchaft zu überlaſſen. Es kann nicht eine Hand die ganze Maſchine allein regieren.

Aber ein Gedanke muß es, ein herrſchender Kopf muß das Commando führen, ſonſt wird die Maſchine, hierhin und dorthin gedreht, bald in Stocken gerathen. Die Regierung muß vereinfacht, die Willkühr der Beamten gehemmt werden, Oeſterreich muß nur einen Kopf zum Denken, aber viele Arme und Hände haben, um die Gedanken auszuführen.

Und will der Graf eine meiner Hände ſein?

Ja, Ew. Majeſtät rechte Hand! Aber dieſe Hand will nicht, daß jeder ihrer Finger noch wieder einen Willen für ſich habe! Die Finger müſſen nur die Werkzeuge der Hand ſein, dann allein kann die rechte Hand Kaunitz ausführen, was der Kopf der gebietenden Kaiſerin gedacht hat!

Verſtehe ich Ihn recht, ſo meint der Graf, Er will allein Miniſter ſein, und keine anderen Miniſter neben ſich haben?

Wenn ich Ew. Majeſtät wahrhaft nützen ſoll, dann muß es ſo ſein! Ein voller Strom der Herrſchergewalt muß das ganze Land durchrauſchen, und nicht in vielen Nebenkanälen zerſpittert und gebrochen werden. Ein

Kopf und Eine Hand müssen über Oesterreich herrschen, dann allein kann es groß, selbstständig, frei und mächtig werden.

Aber Mann, rief die Kaiserin zweifelnd, Er wird sich doch nicht die Kraft zutrauen, Alles allein zu thun, und die Arbeiten der Staats- und Hofkanzlei ganz allein zu machen?

Nein, Majestät, aber ich werde mich nur mit Gehülfen umgeben, die nicht selbst denken, sondern in meinen Gedanken handeln. Ich werde mir fleißige Arbeiter und starke Herzen suchen, die an mich glauben, und mir folgen. Man muß nichts vervielfältigen und verwickeln. Den Kampf mit dem Geschäft nehme ich auf mich, aber ich will keinen zweiten Kampf mit dem Geschäftsmann. Der muß nicht mein Nebenmann, sondern mein Untergebener sein, und nur durch mich denken, und für mich handeln. Wenn mir Ew. Majestät diese Gewalt geben, wenn Sie mich zum Premier in meinem Sinn, das heißt zu Eurer Majestät rechter Hand ernennen, dann allein ich kann Ew. Majestät und Oesterreich nützlich sein. Ich weiß wohl, daß es etwas Großes und Gewaltiges ist, das ich fordere, aber Großes und Gewaltiges will auch Maria Theresia für Oesterreich, und weil ich weiß, was dieser

erhabene Kopf meiner Gebieterin Großes will, und Rieſenhaftes denkt, darum biete ich mich ihm an, als ſeine Hand, die das ausführen will, was er beſchließt, darum will ich die Hand ſein, welche die zerſtückelten, zerfallenden Theile des alten Oeſterreichs wieder zuſammenfaßt, zu Einem verſchmilzt, und es als Ein Ganzes zu den Füßen Eurer Majeſtät niederlegt. Von dem Innern Ihrer Staatskanzelei aus muß die Lombardei, muß Ungarn regiert werden, von dorther muß das Finanzweſen, welches das Herzblut eines Staates, die Politik, welche ſeine Seele iſt, geleitet werden. Der öffentliche Credit muß wiederhergeſtellt werden, die Finanzen müſſen wieder geſunden, die Politik nach Außen muß klar, muthig und beſtimmt wiſſen, was ſie will für Freund und Feind, der alte Actenſchlendrian der Kanzeleien muß aufhören, und ſtatt des Papiers muß das Wort, und ſtatt des alten, verbrauchten Herkommens muß der neue Gedanke herrſchen. Das alte Oeſterreich müſſen wir einſargen und begraben bei unſern Todten, die auf den Schlachtfeldern des verlornen Schleſiens ruhen! Aus ihrer Aſche ſoll ein neues Oeſterreich auferblühen, ein neues ſtarkes, einiges Reich, in welchem die Lombardei und Ungarn aufgehen als Provinzen, von denen man nicht ſagt, ſie gehören Oeſter-

reich, ſondern ſie ſind Oeſterreich! Dann wird Oeſterreich mächtig ſein und ſtark, um ſeinen Feinden zu imponiren, und ſeinen Freunden Ehrfurcht abzunöthigen. Das junge Oeſterreich, mit Frankreich im Bunde, wird alsdann der ganzen Welt Geſetze geben, und wenn wir, Dank unſerer Sparſamkeit und unſeren ungariſchen und lombardiſchen Provinzen, unſere Schulden bezahlt und unſere Finanzen wiederhergeſtellt haben, dann lachen wir der engliſchen Subſidien und des holländiſchen Krämervolkes, denn unſere Subſidien ruhen in unſerer eigenen Kraft und ſtrömen aus unſern eigenen Provinzen zu uns her; dann auch können wir den Blick wieder hinwenden auf Schleſien, und wenn Frankreich und Oeſterreich zugleich von dem König von Preußen das geraubte Schleſien zurückfordern, ſo meine ich, daß er ſich wohl entſchließen wird, es wieder herauszugeben! — Und dieſes Bündniß wird zu Stande kommen, ich zweifle nicht mehr daran. König Ludwig von Frankreich hat es, Dank der Marquiſe von Pompadour, ſchon als ſeine Pflicht erkannt, den Proteſtantismus, als deſſen Hauptſtütze König Friedrich auf dem Continent daſteht, zu unterdrücken. Die Miniſter ſind ſchon bereit, welche das jetzige Miniſterium erſetzen ſollen. Der Herzog von Richelieu iſt Oeſterreichs erbittertſter Feind, und

noch ist er Premier im Rathe König Ludwigs von Frankreich, aber der Abbe Bernis, und der Herzog von Choiseul, die Günstlinge der Marquise, werden Richelieu's Nachfolger sein, und sie werden auch wie Oesterreich eine neue Zeit heraufbeschwören, denn sie werden die Freundschaft Oesterreichs suchen! — Das, Majestät, sind meine Pläne und Träume, die ich in meinem Kopfe genährt, von Ew. Majestät hängt es ab, ob sie Wirklichkeit werden sollen!

Die Kaiserin hatte ihm mit immer steigendem Interesse zugehört; sie war aufgestanden, und ging mit lebhaften Schritten auf und ab. Jetzt, als Kaunitz schwieg, blieb sie stehen, und ihre großen blitzenden Augen ruhten mit einem stolzen, freudigen Ausdruck auf ihm.

Ich glaube, Er ist der Mann, der weiß und fühlt, was ich für Oesterreich will! Glaube auch, daß wir Beide mitsammen wohl im Stande sind, durchzuführen, was wir wollen, also gebe nur Gott, daß wir stets das Rechte wollen! Er hat da gelesen in meinem Herzen, Er hat's erschaut, was da mit Flammenschrift steht, und ewig brennt und schmerzt, Er weiß, daß ich nimmer und nimmer verwinden kann, daß mir der König von Preußen Schlesien genommen hat. Er weiß, daß zwischen Mir und dem König von Preußen nimmermehr

eine Einigung möglich ist, und daß keine irdischen Vortheile oder Vernunftgründe mich jemals bewegen könnten ein Bündniß einzugehen, dessen Theilnehmer Preußen ist*). Er hat also für mich neue Bundesgenossen gesucht, und gefunden. Ich werde die Hand, welche Frankreich mir bietet, annehmen, nicht so sehr aus Liebe zu Frankreich, sondern aus Raison, und ich will's Ihm sagen, aus wohlbegründetem Zorn gegen Preußen. Wird Er darnach handeln, wird er auf meine Pläne eingehen, wenn ich Ihn zum unumschränkten, einzigen Minister mache? Denn, ich sage ihm, Kaunitz, ich glühe nach einem neuen Kampf mit dem König von Preußen, und ich würde ihm lieber heute als morgen eine Schlacht liefern**)!

Ich begreife dies Verlangen Ew. Majestät und theile es. Einmal das Bündniß mit Frankreich festgesetzt, so heißt das, Front machen gegen Preußen, und glauben Ew. Majestät mir nur, Preußen wird schon bereit sein, den ersten Schlag zu thun, denn es gelüstet den König nach einigen neuen schlesischen Provinzen!

Und mich gelüstet es, ihm die geraubten Provinzen wieder abzunehmen, rief die Kaiserin mit blitzenden Augen.

*) Maria Theresia's eigene Worte.
**) Der Kaiserin eigene Worte. Coxe Vol. V. S. 513.

Ich will nicht, daß ich eines Tages heimgehen muß zu meinen Vätern, um zu ihnen zu sagen: ich habe das Erbe, welches Ihr mir hinterlassen, nicht bewahren können. Oesterreich ist klein geworden in meinen Händen, denn es waren nur die Hände einer Frau, die es hielten, und sie waren nicht stark genug. Ich will nicht, daß man mich entschuldige mit den Schwächen meines Geschlechts, denn ich fühle, daß da innen in meiner Brust eine männliche Seele wohnt. Ich habe ein Gefühl für die Ehre und für die Größe meines Landes, und ich will, daß man eines Tages auf mein Grab schreiben kann: „Sie hatte das Herz einer Frau, aber den Kopf eines Mannes. Sie wollte die Töchter ihres Landes glücklich und tugendhaft, die Männer stolz auf ihr Vaterland machen, und was sie wollte, das wollte sie nicht nur ihres eigenen Ruhmes, sondern um des Ruhmes Oesterreichs willen!“ — Oesterreich groß und glücklich, geachtet, gefürchtet und bewundert von aller Welt zu machen, das ist mein einziges Ziel, der einzige Ruhm, nach welchem ich dürste! Dazu soll Er mir beistehen, und mir folgen, denn Er hat den Kopf und das Herz dazu, und ich fühle, daß Er mich verstanden und begriffen hat, und daß Seine Hand stark genug ist, meinen Kopf zu unterstützen. Will Er mir also Seine Hand

hrlich und treu geben zu dem Werk, das Gott in meine Hände gelegt?

Das will ich, Majestät, so wahr mir Gott helfe!

Will Er bei Allem, was Er thut und beginnt, immer nur das Wohl und die Größe Oesterreichs im Auge haben, und darnach handeln?

Das will ich, Majestät, so wahr mir Gott helfe!

Will Er mir beistehen, mein Volk glücklich, aber auch tugendhaft zu machen? Und will Er dazu mit mir die richtigen Wege und Mittel überlegen, nicht bestimmt von eigenem Vortheil, eigener Ruhmessucht, und eigensinnigem Wollen, sondern lediglich nach reiflicher Erwägung, nach bestem Wissen, nicht aus elender Menschenfurcht, sondern aus schönster Gottesfurcht?

Das will ich, Majestät, so wahr mir Gott helfe!

Nun denn, sagte die Kaiserin nach einer Pause, so ernenne ich Ihn zum Obristkanzler und Minister, und gebe Ihm Vollmacht, sich die Hofkanzlei so einzurichten, und sich solche Gehülfen zu wählen, wie Er es für gut und zweckmäßig hält!

Kaunitz, ein so gewandter und verschlossener Weltmann er war, konnte kaum einen Ausruf des Entzückens zurückhalten, und sein sonst so undurchdringliches Gesicht strahlte vor Genugthuung und Freude.

Majeſtät, ſagte er feierlich, ich nehme Ihre Ernennung an, und ſo wahr es einen Gott giebt, welcher uns ſtraft, und eine Weltgeſchichte, welche uns richtet, ich werde das erhabene Vertrauen Euerer Majeſtät niemals zu Schanden werden laſſen. Meine Tage und Nächte, mein Denken, Wollen und Können, ſoll dem Ruhm, dem Glück und der Ruhe Oeſterreichs gewidmet ſein, und möge ich eines ſchmachvollen Todes ſterben, wenn ich jemals in Einer Stunde, Einer Minute mein perſönliches Wohl den Intereſſen Eurer Majeſtät und Ihres Landes vorangehen laſſe!

Es iſt gut! Ich ſehe an Seinem Angeſicht, daß Er aus offnem wahrhaftigem Herzen ſpricht, und Gott hat Seine Worte gehört. Er iſt alſo jetzt mein Obriſthofkanzler, und mitſammen wollen wir ein neues Oeſterreich ſchaffen, aber hört Er wohl, mitſammen. Denk Er nimmer, daß Er's alleine kann, und daß ſich die Maria Thereſia zu Gunſten ihres Herrn Miniſters will penſionniren und bei Seite ſchaffen laſſen! Bleib' immer die regierende Herrin und Kaiſerin, und will Einer auch nur die Spitze ſeines Fingers auf meine Krone legen, ſo pack ich ſie mit der Hand, und ſetz' ſie ganz allein auf mein Haupt, und ſtrafe den verwegenen Hochverräther mit meinem kaiſerlichen Zorn. Meine

Augen und Ohren werden immer offen ſein, und wo ich was Uebles ſehe oder höre, da werde ich es ſtrafen, und hätt's auch hundert Mal der Herr Obriſthofkanzler und Miniſter gethan. So, und nun Er das weiß, ſo wollen wir uns einander die Hände reichen als Männer, die einander vor Gott ſchwören, ihre Pflicht zu thun, und das große Werk, das Gott in ihre Hände gelegt, heilig und treulich zu Ende zu führen.

Sie reichte Kaunitz ihre Hand dar, und der Graf ſchloß ſie feſt und ernſt in die ſeine. Ich ſchwöre es, Ew. Majeſtät, meine Pflicht zu thun, und nimmer, ſo lang' ich lebe, werde ich dieſer Stunde vergeſſen! Ich ſchwöre meinem Kaiſer Maria Thereſia Treue bis in den Tod! Und jetzt möge mir meine Kaiſerin Maria Thereſia erlauben, mein Knie vor ihr zu beugen, und ihr zu huldigen, als der erhabenſten und größten Frau unſrer Zeit, deren Ruhm hinein ragen wird in die ſpäteſte Nachwelt.

Die Kaiſerin duldete es mit einem gnädigen Lächeln, daß der Graf ein Knie vor ihr beugte, und ſeine Lippen feſt auf ihre Hand drückte. Gebe Gott, Graf, daß Er die Wahrheit ſpricht, und daß meine Urenkel ſich Meiner nicht zu ſchämen haben. Alles für Oeſterreich, das ſei fortan mein und Sein Wahlſpruch, und der ſoll uns

voranleuchten auf allen unſern Wegen! Jetzt, Herr Obriſthofkanzler, gehe Er hin mit Gott, für Oeſterreich und Seine Kaiſerin, und ſo wollen wir machen, daß die Welt bald erfahre, wie wir das alte Oeſterreich begraben haben, um ein neues, einem Phönix gleich, aus der Aſche emporſteigen zu laſſen. *)

*) Graf Wenzel von Kaunitz, den Maria Thereſia 1753 an die Spitze der Staatsgeſchäfte ſtellte, und ihm eine Macht gab, wie ſie kein Miniſter vor ihm in Oeſterreich gehabt, war in der That von dieſer Zeit an der erſte und einzige Miniſter in Oeſterreich, und gab bald der ganzen Staatsverwaltung ein anderes Weſen und eine andere Einrichtung. Er entließ alle bisherigen Beamten der Hofſtaatskanzlei, auch den bisherigen Staatsreferendarius, den allmächtigen und gefürchteten Bartenſtein, an deſſen Stelle der Baron von Binder trat. Kaunitz vereinigte mit der Staatskanzlei auch die Hofkanzlei und übernahm alle niederländiſchen und lombardiſchen Geſchäfte aus den Händen ihrer zeitherigen adminiſtrativen Vorſtände, und machte die Staatskanzlei zum Centralpunkt des ganzen Oeſterreichs. Er übernahm das Finanzweſen, und ſtellte den öffentlichen Credit wieder her. Ein Paar Worte des Fürſten genügten dem Hofbanquier, um die wichtigſten Contracte abzuſchließen, ſo ſehr rechnete man auf die Sicherheit der ſtets zum Ziel treffenden Maßregeln, die der Fürſt in Allem, was er that, nahm. Der Fürſt ſagte in ſolchen Fällen nur zu dem Hofbanquier Baron Frieb: „Wir brauchen ſo und ſo viel Millionen, die in ſo und ſo viel Zeit wieder eingehen werden.“ Das genügte dem Banquier. Er ſchrieb an einige auswärtige Geſchäftsfreunde, die Anleihe kam zu Stande, und es fehlte nie, daß die Fonds auf den von Kaunitz vorher beſtimmten Terminen zurückgezahlt wurden. (Dutens. Mémoires d'un Voyageur, qui se repose.)

I.

Der junge Soldat.

Die Vorherſagungen des Grafen Kaunitz hatten ſich erfüllt. Kaum war der Plan eines Bündniſſes Oeſterreichs mit Frankreich ruchbar geworden, als auch Friedrich der Große eilte, ſich neue Bundesgenoſſen zu ſichern. Zur ſelben Zeit, als es dem König von Preußen im Jahr 1756 gelang ein Bündniß zu ſchließen mit England, dem alten Bundesgenoſſen Oeſterreichs, ſchloß die Kaiſerin Maria Thereſia ein Bündniß mit ſeinem dreihundertjährigen Feind, mit Frankreich, und dieſe gegenſeitigen neuen Bündniſſe wurden das Signal zu einem neuen Kriege, zu dieſem an Siegen und Niederlagen, Heldenthaten und blutigen Schlachten ſo reichen Kriege, der ſieben Jahre hindurch ſeine bluttriefende Geißel über Deutſchland ſchwang, und an welchem die Völker von ganz Europa einen thätigen Antheil nahmen. Maria

Thereſia hatte dieſen Krieg begonnen mit der Schärfe ihrer Zunge, und der König von Preußen hatte ihr geantwortet mit der Schärfe ſeines Schwertes. Als der König durch ſeinen Geſandten in Wien anfragen ließ, was die großartigen Kriegsrüſtungen der Kaiſerin zu bedeuten hätten, und gegen wen ſie gerichtet ſeien, hatte die Kaiſerin, in der Ungeduld ihres Herzens die alte Fehde wieder aufzunehmen, und „dem böſen Manne" ihr Schleſien wieder zu entreißen, in ſtolzem und hochfahrendem Ton dem Geſandten Preußens erwidert: „ſie habe keine Kriegsrüſtungen gemacht, ſondern ziehe nur Truppen zuſammen zu ihrem eigenen und dem Schutz ihrer Alliirten, und es ſei jedem Souverain wohl erlaubt, in ſeinem Lande zu thun, was ihm beliebe, ohne irgend Jemand darüber Rechenſchaft abzulegen." *) — König Friedrich ſah in dieſer „ſtolzen und verächtlichen Antwort" eine Kriegserklärung und ließ ſeine Armee in Sachſen einmarſchiren. Damit war der Krieg begonnen, und ward auf beiden Seiten mit gleicher Erbitterung, gleicher Beharrlichkeit und Opferfreudigkeit fortgeführt. Ganz Europa war in zwei feindliche Lager getheilt, und nach jeder auf den Schlachtfeldern errungenen Schlacht

*) Helden-Geſchichte König Friedrichs II. Bd. III. S. 593.

jauchzte man auf der einen, wehklagte man auf der andern Seite. Jubelnd hoben die „Thereſiani“ ihre Häupter nach den Schlachten von Collin, Hochkirch und Kunersdorf, und die „Pruſſiani“ beantworteten dieſes Jubelgeſchrei nach den Schlachten von Roßbach, Leuthen und Zorndorf. Ein glühender Kriegsenthuſiasmus hatte ſich aller Gemüther bemächtigt, die Männer verließen ihre Familien, ihren heimathlichen Heerd und eilten zu den Fahnen, die Jünglinge, ja ſogar die unmündigen Knaben entzogen ſich heimlich den Hörſälen, den Schulen, den Armen ihrer Eltern, um auf den Schlachtfeldern mit raſchen und blutigen Schwertſtreichen die hohe Schule des Lebens durchzuarbeiten, und entweder da Ruhm und Ehre, oder den Tod zu finden, entweder den Lorbeer auf ihrem Haupt, oder die Cypreſſe auf ihrem Sarg. —

Dieſelbe Begeiſterung, derſelbe Kriegsmuth durchhallte Hütten und Palläſte, und er war auch hineingedrungen in die Kaiſerburg zu Wien, er hatte auch das Herz des jungen Erzherzog Joſeph erfaßt, und in ſeiner Seele mit mächtigen Flammen gezündet. — Und die Kaiſerin hatte ſich dieſer Begeiſterung ihres Sohnes nicht zu entziehen vermocht, ſie hatte endlich, obwohl widerſtrebend, ſeinen täglich ſich erneuernden

Bitten, ſeinem dringenden Flehen nachgegeben, und an dem Tage, an welchem der Courier der Kaiſerin die Botſchaft von der bei Kunersdorf von den öſterreichiſchen Alliirten, den Ruſſen, über Friedrich gewonnenen Schlacht *) überbrachte, hatte die Kaiſerin eingewilligt, ihren erſtgebornen Sohn zur Armee zu ſenden, damit er an der Seite Daun's und Laudon's neue Lorbeern für Oeſterreich gewänne.

Dieſe Erlaubniß, ſich zur Armee zu begeben, war der erſte Sonnenſtrahl geweſen, welcher das trübe, düſtere und einförmige Leben des jungen jetzt achtzehnjährigen Erzherzogs erleuchtete. Sein Herz, welches einſam und ſchweigend ſo lange dahin geſiecht war unter dem harten Druck des Gehorſams, der Convenienz, der ſchweigenden Unterwürfigkeit, es entfaltete jetzt ſeine Schwingen, und ward ſich ſelig ſeiner Exiſtenz und ſeiner Freiheit bewußt. Sein Antlitz, welches ſonſt immer trübe und verſchloſſen geweſen, war jetzt lächelnd und ſtrahlend hell, ſeine Augen, in denen ſonſt nur ein düſteres Feuer brannte, waren jetzt von einer flammenden Gluth, und von einem ſo wunderbaren, ſtrahlenden Blau, daß es ſchien, als ſei ein Stückchen des

*) Den 12. Auguſt 1759.

reinen ſtrahlenden Himmels herniedergeſchwebt und habe ſich in dieſe Augen verſenkt. Sein ganzes Weſen war jetzt verwandelt, ſonſt zurückhaltend, kalt und vorſichtig, war Joſeph jetzt offen, mittheilend, zugänglich für Jedermann, und während er es ſonſt vermied irgend Jemanden ſeine Antipathieen und Sympathieen zu zeigen, begrüßte er jetzt ſeine Freunde mit einem frohen Lächeln, ſeine Feinde mit einem finſtern Stirnrunzeln. Was hatte er jetzt noch nöthig, ſeine Gedanken zu verhehlen, und den Widerwillen zu verbergen, den ihm dieſe Heuchler und Schmeichler einflößten, welche ſeine Kaiſerliche Mutter umgaben, und ihr Vertrauen und ihre Großmuth mißbrauchten, was hatte er nöthig die Blicke wegzuwenden, damit ſie nicht den Verrath und den Betrug ſähen, der überall die gütige, leichtgläubige Kaiſerin umlauerte, was hatte er jetzt noch nöthig zu ſchweigen und zu ſchonen, jetzt, da er im Begriff war, Wien zu verlaſſen, und in Begleitung des Grafen Batthiany zur Armee abzugehen!

Die Vorbereitungen waren beendet, der Erzherzog hatte ſchon Abſchied genommen von der größern Hofgeſellſchaft, der heutige Abend ſollte im engern Familienkreis zugebracht und in der Frühe des nächſten Morgens ſollte die Reiſe angetreten werden.

Der Erzherzog hatte seine letzten Vorkehrungen getroffen, seine letzten Abschiedsbillets geschrieben. Er war jetzt allein in seinem Zimmer, und betrachtete mit einem glückseligen Lächeln im Spiegel seine eigene Gestalt. Er sah nicht auf sein Antlitz, was kümmerte es ihn, daß dieses Antlitz durch das Entzücken seiner Seele von einer wunderbaren Schönheit durchleuchtet ward, er sah nur seine Gestalt, nur diese weiße Uniform, die er jetzt zum ersten Mal mit dem steifen glänzenden spanischen Gewand vertauscht hatte. Vor einer Stunde war er nichts weiter als der Sohn seiner Ahnen, der Urenkel Karls des Fünften, von dessen großem Erbtheil Oesterreich kaum noch etwas Anderes übrig geblieben war als das spanische Costüm, bis vor einer Stunde noch war er nichts weiter als der Sohn seiner Mutter, verdammt zur Unthätigkeit, zum Gehorsam, zum Schweigen! Aber jetzt war er der Soldat, der freie, sich selbst bestimmende Mensch, jetzt hatte er eine Zukunft, die er sich selber schaffen und bereiten konnte, jetzt war es in *seine* Hand gegeben, sich einen Namen zu schaffen, zu beweisen, daß er Karls des Fünften echter Enkel sei!

Wie er, immer noch ganz trunken von Freude und Glück, sich im Spiegel beschaute, öffnete sich hin-

ter ihm leiſe und vorſichtig die Thür, und ein junger Mann trat ein.

Verzeihung, kaiſerliche Hoheit, ſagte er, ehrfurchtsvoll neben der Thür ſtehen bleibend, Verzeihung, daß ich es wage ohne Erlaubniß einzudringen. Ohne Zweifel haben Hoheit mein Klopfen überhört, und ich fand im Vorzimmer Niemand der mich melden konnte.

Der Prinz wandte ſich lebhaft zu dem Sprechenden um, und reichte ihm ſeine Hand dar. Ja, ja, ſagte er mit einem glücklichen Lachen, die ehrbare und langweilige Dame Etiquette iſt von meiner Thür abgezogen, ich habe ſchon mein ganzes Haus entlaſſen, und wie Du mich hier ſiehſt, Freund, bin ich nicht mehr die unglückliche kaiſerliche Hoheit Erzherzog Joſeph, ſondern ein junger, freier, glückſeliger Soldat, welcher nichts beſitzt als ſein Schwert und ſeinen Muth, ein junger Rekrut, aus dem noch Etwas werden kann, und der, ſo Gott will, nie und nimmermehr wieder in die ſteife, abſcheuliche ſpaniſche Verpuppung zurückkehren wird, ſondern ſich auf den Schlachtfeldern das Recht erobern will, das Kleid des Soldaten ſein Leben lang zu tragen. Oh, Freund Dominik, ich ſage Dir, ſie ſollen meinen Händen nicht wieder das Schwert entreißen können, um ſie mir mit dem Roſenkranz zu-

sammenzubinden, und so viel Lorbeern will ich um mein Haupt legen, daß es ihnen unmöglich sein soll, mir wieder eine Schlafmütze darüber zu ziehen, und wäre sie immerhin vom heiligen Papst zu Rom geweiht!

Still, Hoheit, um Gotteswillen still, flüsterte sein junger Freund.

Joseph lachte. Herr Graf Dominicus von Kaunitz, sagte er, Sie sind der rechte Sohn Ihres Vaters, ein echtes Diplomatenkindlein, das immer lächelt, immer schön thut, und selbst den Wänden noch schöne Worte macht, eingedenk dessen, daß die Wände Ohren haben! Aber fürchten Sie nichts, Sohn des allmächtigen Obristhofkanzlers, diese Wände hier sind taubstumm, und Niemand ist in der Nähe, der meine Soldatenfreude und Ihre diplomatischen Kratzfüße hört. Wir sind allein, ich habe, wie gesagt, mein ganzes Haus schon entlassen, und demzufolge erlaube mir immerhin, Freund Dominik, meine Lust auszujubeln, und statt des Paternosters, das ich lange genug mit den Patres habe murmeln müssen, jetzt ein wunderschönes Soldatenlied zu singen, das ich neulich einem Soldaten, einem der Sieger von Hochkirch, der als Invalide heimgekehrt ist, auf den Gassen abgelauscht habe.

Und der Prinz begann mit machtvoller klingender Baßstimme zu singen:

Die Jungfer Kanone ist meine Liebste,
Der Lorbeer ist mein Myrtenkranz,
Und auf dem blutgetränkten Schlachtfeld
Da tanz' ich meinen Hochzeitstanz!
Trara, trara!
Kein Priester ist da,
Der segnet unsre Ehe ein,
Das ist kein heuchelndes Pfäffelein,
Es ist —

Der junge Graf Kaunitz, aller Ehrfurcht und aller Etiquette vergessend, verschloß mit seiner Hand dem Erzherzog den Mund, und während dieser lachend ihn abzuwehren und weiter zu singen versuchte, sagte der Graf mit angstvoller Hast: um Gotteswillen, Hoheit, schweigen Sie. Sie stürzen sich muthwillig in Gefahr. Wenn die Spione der frommen Patres hier herum schleichen, so müssen sie ja Ihre volle mächtige Stimme hören.

Mögen sie es hören, Dominik. Es ist mein Abschiedslied, welches ich ihnen singe, mein Hosiannah, und es ist grausam von Dir, daß Du ihnen den Schluß entziehen willst. Nein, nein, haben sie den Anfang gehört, so müssen sie auch das Ende hören, diese meine Herrn Quälgeister!

Und der Erzherzog öffnete schon den Mund, um weiter zu singen. Aber Graf Dominik faßte heftig seinen Arm.

Sie wollen es also durchaus dahin bringen, daß Sie nicht zur Armee abgehen dürfen? fragte er leise und hastig.

Der Erzherzog lachte. Du bist ein Hypochonder, Dominik, der Schmerz, Dich von mir trennen zu müssen, hat Dich schwermüthig gemacht. Ich nicht zur Armee abgehen, nachdem die Kaiserin schon ihre Erlaubniß ertheilt, nachdem alle Vorbereitungen schon getroffen sind!

Eine Erlaubniß läßt sich zurücknehmen, Vorbereitungen verpflichten nicht zur Ausführung! sagte der Graf ernst.

Der Prinz sah ihn betroffen an. Redest Du im Ernst, Freund? fragte er. Du hältst es wirklich für möglich, daß man mich jetzt, am Vorabend meiner Abreise, noch verhindern könnte, zur Armee zu gehen?

Ich halte es für möglich, Hoheit!

Der Erzherzog erblaßte, und wankte entsetzt einige Schritte zurück. Und worauf gründest Du Deine Vermuthung? fragte er tonlos.

Oh Prinz, es sind mehr als Vermuthungen, es ist *leider fast* eine Gewißheit, und verzeihen Sie, daß ich

es ſagen muß, ich fürchte, Ew. kaiſerliche Hoheit ſelber tragen die Schuld daran, wenn die Majeſtät ſie nicht reiſen läßt.

Mein Gott, was that ich denn, um eine ſo furchtbare Strafe zu verdienen? fragte der Prinz traurig.

Was Sie thaten, Hoheit? Sie nahmen die Larve von Ihrem Angeſicht, und ließen die frommen Leute, welche die Corridore des Pallaſtes durchſchleichen, und an jeder Wand ihr geheimes Ohr haben, Sie ließen die Patres Ihr wahres Geſicht ſehen, und dieſe haben der Kaiſerin eingeredet, daß es das Geſicht eines Ungläubigen, eines Gotteslästerers, eines Alles verſpottenden Weltkindes ſei. Sie ſind ſeit acht Tagen nicht zur Meſſe gegangen, Sie haben ſich nicht ſo tief wie ſonſt vor den Herrn Patres Franz und Porhammer gebückt, und endlich haben Sie geſtern der Gräfin Fuchs, welche es wagte, Ihnen eine Strafpredigt über Ihre Gottloſigkeit zu halten, lachend die Hand auf die Schulter gelegt, und geſagt: liebe Gräfin Füchſin, ich hoffe der Welt auf dem Schlachtfeld zu beweiſen, daß ich auch fromm bin, wenn ich auch nicht täglich zur Meſſe gehe! Ich werde da auf dem Schlachtfeld, auf dem Altar des Vaterlandes, ſo viel Feinde als möglich

niederſchmettern, und das iſt auch ein Gott wohlgefälliges Werk! Sind das nicht Ihre Worte, Hoheit?

Ja, ja, es ſind meine Worte! Mein Gott, mein Herz war ſo voll Freude und Luſt, daß es mir unmöglich ſchien, mich noch länger zu verſtellen und zu heucheln und zu kriechen, vor dieſen traurigen finſtern Leuten, welche meine edle, hochherzige Mutter umlagern. Und um eines ſolchen harmloſen Scherzes willen ſollte die Kaiſerin mich ſo furchtbar ſtrafen wollen?

Oh, kaiſerliche Hoheit, dieſer Scherz iſt nicht das einzige Verbrechen, welches man Ihnen, außer Ihrem ganz veränderten jugendfriſchen Weſen, zur Laſt legt. Sie haben noch ein viel ſchlimmeres begangen! Sie haben dem Pater Porhammer gedroht! Iſt es nicht ſo? Haben Sie nicht geſtern, als Sie im Vorſaal der Kaiſerin dem Pater Porhammer begegneten, der eben im Begriff war, mit dem Hofrath Quintian in das Kabinet der Kaiſerin zu gehen, haben Sie ihn nicht da bei Seite genommen, und zu dem Pater geſagt: ich warne Sie, dieſem Mann bei der Kaiſerin das Wort zu reden! Wenn Sie es thun, wenn Sie ihm die Gnade der Kaiſerin wiedergewinnen, wenn er durch Sie wieder eine Stelle erhält, ſo iſt das ein Verbrechen, welches Gott an Ihnen ſelber rächen wird, das ich

hnen nie verzeihen, und deſſen ich gedenken werde, enn ich einſt Kaiſer bin.

Und hatte ich nicht Recht, ſo zu ſprechen? rief Jo=ph erglühend. Dieſer Hofrath Quintian iſt ein ſcham=ſer Verbrecher, ein Elender, der, wenn ich Kaiſer äre, an dem Pranger ſtehen, und in Ketten geſchmie=et die Gaſſen kehren müßte, nicht trotz ſeiner vor=ehmen Herkunft, ſondern weil er eben von edler erkunft iſt. Er war der Verwalter der Witt=en= und Waiſenkaſſen, und dieſe geheiligtſten aller elder hat er ſchamlos und herzlos veruntreut. Wäh=end die armen, vaterloſen Waiſen, die armen, ſchutzlo=en Wittwen, denen er ihr Hab' und Gut geſtohlen, in ummer darbten, hat er geſchwelgt in Ueberfluß und uſt, und als ſein Verbrechen entdeckt ward, fehlten in einer Kaſſe über zweimalhunderttauſend Gulden. Und ie hat man ihn dafür geſtraft? Man hat ihn ſeines mtes enthoben, das iſt Alles! Die Kaiſerin hat die ehlende Summe erſetzt, und befohlen, daß die Sache nterdrückt werde, denn der elende Menſch iſt der Va=er einer ihrer Kammerjungfern, und er durfte deshalb icht geſtraft werden. Und ſeitdem iſt der Herr Hof=ath ein reuiger, zerknirſchter Sünder geworden, der eden Morgen und jeden Abend in die Meſſe geht, und

den die Kaiserin jedesmal am Altar findet, wenn sie kommt, ihre Andacht zu verrichten. Oh er versteht es, zu weinen, die Hände zu ringen, die Augen zu verdrehen, zu seufzen, und zu bereuen, und also hat die Kaiserin ihm verziehen, und Porhammer führte den frommen Sünder zur Kaiserin, damit er sein Pater peccavi spreche und alsdann begnadigt werde mit einer andern, wo möglich noch einträglicheren Stelle*). Muß nicht das Herz jedes denkenden und fühlenden Menschen empört sein über solches Verhöhnen der Gerechtigkeit und der Gesetze? Schreien nicht solche Willkürthaten zum Himmel und fordern die Strafe und Rache Gottes herab?

Das Alles ist wahr, sagte der Graf achselzuckend, aber Ew. kaiserliche Hoheit thaten dennoch Unrecht dem Pater zu drohen, denn er gehört, wie Sie wissen, zu den einflußreichsten Personen, und er ist von jeher Ihr Feind gewesen. Auch hat er nicht verfehlt, der Kaiserin Ihre Worte zu wiederholen, und die Majestät ist über Ihre Anspielung auf Ihre einstige Kaiserwürde in höchsten Zorn gerathen.

---

*) Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahr 1781. Band V.

Und woher weißt Du denn alles dies? fragte Joseph erstaunt.

Woher ich es weiß, Hoheit? Neigen Sie Ihr Ohr nicht zu mir her, noch dichter, und nun hören Sie! Mein Herr Vater hat mir das Alles erzählt.

Der Obristhofkanzler selbst?

Ja selbst, und Sie wissen, wenn mein Vater, der sonst in allen Staatssachen wie ein verschlossenes Buch ist, wenn der spricht, so muß er sehr ernste und wichtige Beweggründe dazu haben. Nun denn, er hat mir dies Alles gesagt, als er vor einer Stunde von der Kaiserin kam, die ihm alle diese Dinge erzählt hat, und um Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen: Er hat mich beauftragt, zu Ew. kaiserlichen Hoheit zu gehen, und Sie zu warnen, auf Ihrer Huth zu sein, und Alles zu vermeiden, was den Unwillen der Kaiserin erregen könnte, um Gotteswillen aber Ihre alte gewohnte Maske wieder vorzunehmen, wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Lieblingsplan scheitern soll.

Aber ich habe ja keine Maske getragen, wie soll ich sie also wieder vorlegen können? rief Joseph, verzweiflungsvoll. Ich habe der Welt mein trauriges Gesicht gezeigt, als ich traurig war, ich zeige ihr jetzt mein

heiteres Geſicht, weil mein Herz voll Freude iſt, und weil —

Ein raſches, heftiges Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und ehe der Erzherzog Zeit hatte zu einem Herein! ward die Thür geöffnet, und der Kaiſer Franz erſchien auf der Schwelle. Sein Antlitz war erregt und ſorgenvoll, und aus den Blicken, welche er auf ſeinen Sohn heftete, ſprach eine tiefe Angſt und Sorge.

Mein Sohn, ſagte er haſtig, auf den Erzherzog zuſchreitend, ich kam hieher, weil ich Dich allein und ohne Zeugen zu ſprechen wünſchte, und weil das bekanntlich bei mir ganz unmöglich iſt.

Graf Dominik verneigte ſich ehrfurchtsvoll und ſtumm vor dem Kaiſer und eilte der Thür zu. Aber der Kaiſer ſelbſt hielt ihn zurück.

Nicht doch, ſagte er, bleiben Sie, junger Mann, denn vielleicht können Sie uns noch nützen! Ich weiß, Sie ſind des Erzherzogs treuer Freund, und Sie werden ihn, und — auch *mich* nicht verrathen. Aber es iſt nicht Zeit viele Worte zu machen! Alſo ſage mir raſch, Joſeph, haſt Du hier irgend eine geheime Thür, weißt Du in irgend einem Deiner Zimmer eine Oeffnung, *ein Loch* oder einen Kamin, der zu einem geheimen

Corridor, einer geheimen Treppe führt, durch welche man aus dem Schloß kommen kann?

Ich, Majeſtät, ich ſollte hier eine geheime Thür haben, geheime Wege, um das Schloß zu verlaſſen? rief der Erzherzog empört. Iſt das wieder eine neue Erfindung der frommen Väter, mit der ſie mich bei Ihrer Majeſtät verläumdet haben?

Still, ſtill, Joſeph! Hat der Bube nicht grade das aufbrauſende Temperament ſeiner Frau Mutter Es iſt hier aber gar nicht von den frommen Vätern die Rede, ſondern allein von Dir. Sag' alſo ohne Umſchweife, haſt Du einen geheimen Ausgang hier!

Einen geheimen Ausgang, und wozu ſollte ich den benutzen?

Der Kaiſer neigte ſich dicht an das Ohr ſeines Sohnes. Um zu entfliehen, flüſterte er, um in dieſer Stunde, dieſer Minute noch das Schloß zu verlaſſen, ein Roß zu beſteigen, und in ſchnellſtem Trabe aus Wien zu reiten?

Ich entfliehen, mein Vater? rief Joſeph unwillig. Iſt es alſo dahin gekommen, daß der Sohn entfliehen muß vor ſeiner eigenen Mutter? Bin ich ein Verbrecher, der ſich nicht einmal vertheidigen, der nicht einmal erfahren darf, welcher Schuld man ihn anklagt.

Nein, mein Vater, und mögen mich hier Tod oder ewiges Gefängniß bedrohen, ich entfliehe nicht!

Und in dem Falle würde ich es Dir auch nicht rathen, mein Bube, sagte der Kaiser ernst. Aber es ist hier nicht die Rede von einer Anklage, von Giftbechern und unterirdischen Burgverließen, sondern einfach davon, ob Du noch immer den Wunsch hegst, zur Armee abzugehen, oder ob Du hier bleiben willst?

Oh mein Vater, Sie wissen es wohl, daß es mein glühendster Wunsch ist, zur Armee zu gehen, daß es für mich ein bitterer Schmerz wäre hier bleiben zu müssen.

Nun, wenn es so ist, so höre! Es ist ihnen gelungen, Dich bei der Kaiserin zu verdächtigen, Dich ihr als einen wilden Barbaren und nach Blut und Schlachten dürstenden Kriegsknecht darzustellen, der durch das Lagerleben ganz und gar verwildern und zu Grunde gehen würde. Die Kaiserin, in der Zärtlichkeit ihrer Mutterliebe, will Dich vor einer so entsetzlichen Zukunft schützen, und sie hat deshalb beschlossen, ihre Erlaubniß zurück zu nehmen, und Dich nicht zur Armee gehen zu lassen.

Der Erzherzog Joseph stieß einen dumpfen Seufzer aus, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Der

aiſer ſah es, und legte ſeine Hand mitleidsvoll auf ines Sohnes Schulter.

Verzage noch nicht, mein Sohn, ſagte er, noch iſt elleicht nicht alle Hoffnung verloren, und vielleicht ge- ngt es mir, Dir zu helfen. Ich kann Deinen Schmerz greifen, und ihn Dir nachfühlen, denn ich habe ge- tten, was Du leideſt. Wäre auch gern hinausgezogen 's Feld, ſtatt hier müßig zu ſitzen, und nichts zu ſein s der Gemahl der Kaiſerin, möchte mich auch einmal i die Spitze einer Armee ſtellen, und befehlen, nach- m ich ſo lange gehorſamt habe. Aber die Kaiſerin - doch was nützt es von mir zu ſprechen, ich bin ein ſterbender Baum, aber Du biſt noch ein junges grü- s Reis, und ich will nicht, daß ſie Dir den Son- nſchein und die Freiheit entziehen ſollen! Höre alſo! och weißt Du ja nichts von der geänderten Geſinnung r Kaiſerin, noch hat ſie Dir keinen Befehl zugehen ſſen! Komm alſo dieſem Befehl zuvor, entferne Dich tzt ſchon, warte nicht das Morgen ab, ſondern brich gleich auf! Schreibe raſch einige Zeilen an die Kai- rin, ſage ihr, daß Du Dich zu ſchwach fühlteſt, den bſchied von ihr zu ertragen, daß Du es daher vor- geſt, Dich heimlich von hier zu entfernen, und dem rennungsweh zu entfliehen, daß Du aber hoffteſt, ſie

glücklich wieder zu sehen, und einige erkämpfte Lorbeern zu ihren Füßen niederlegen zu können.

Der Erzherzog stürzte zu seinem Schreibtisch hin, und in athemloser Hast begann er zu schreiben. Der Kaiser aber winkte den jungen Grafen Kaunitz, der bis dahin schweigend und in ehrfurchtsvoller Entfernung da gestanden, näher zu sich heran.

Haben Sie einen guten Renner, den Sie meinem Sohn verkaufen können, und zwei treue Diener, die ihn so lange begleiten können, bis seine Equipage und sein Militairgefolge ihm nachfolgen kann?

Ich kam hieher, Majestät, um dem Erzherzog einen ähnlichen Vorschlag zu machen, wie Ew. Majestät. Das beste Pferd aus meines Vaters Marstall steht schon vor dem Kärnthner Thor bereit, und meine beiden treuen Diener halten mit guten Rennern daneben.

Das beste Pferd Ihres Herrn Vaters? Der Obristhofkanzler weiß also auch von der Sache?

Er weiß darum, und wünschte dem Erzherzog behülflich zu sein. Er hat für den äußersten Nothfall mir aufgetragen, dies letzte Mittel einer Flucht vorzuschlagen.

Der Brief ist fertig, sagte der Erzherzog aufstehend, und dem Kaiser das beschriebene Blatt darreichend.

Ich ſelbſt werde es der Kaiſerin geben, ich werde ihr ſagen, daß ich es war, der Dir zu dieſer Flucht gerathen.

Aber alsdann wird die Kaiſerin Ihnen zürnen, mein Vater.

Mein Sohn, ſagte der Kaiſer mit einem eigenthümlichen Lächeln, ich bin ſchon unter ſo manchem Gewitterſchauer dahin gegangen, und ich denke ich werde auch dieſen kleinen Sturm noch aushalten können. Die Kaiſerin beſitzt das beſte, ſchönſte und edelſte Herz, und wenn die finſtern Wolken ihres Zornes ausgedonnert haben, ſo ſcheint die Sonne ihrer Liebe wieder hell und klar. Geh alſo, mein Sohn, ich will's verantworten, was wir thun. Die Kaiſerin hat mir ja nicht geſagt, daß es ihr Wille iſt, Dich zurückzuhalten. Sie betrachtet die Sache als ein Regierungsgeſchäft, und Du weißt wohl, mit den Regierungsgeſchäften habe ich nichts zu thun. Der Zufall hat mir ihre Abſichten verrathen, und den Zufall zu benutzen iſt kein Unrecht, vor Gott und Menſchen. Eile Dich alſo, mein Sohn. Ich nehme es auf mich die Kaiſerin zu beruhigen und zu verſöhnen, und Sorge zu tragen, daß Dir dein Gefolge nachgeſandt werde. Hier, ſtecke dieſe Börſe ein. Es ſind zweitauſend Louisd'or darin. Genug für einige Tage In-

cognito! Nun wirf den Soldatenmantel über, und dann raſch vorwärts.

Graf Dominik ſtand ſchon mit dem Mantel bereit, und warf ihn über die Schulter des Erzherzogs, der ſich mit ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen ſeinem Vater näherte.

Oh mein Herr und mein Kaiſer, ſagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, mein ganzes Leben wird nicht genügen, Ihnen zu danken für dieſe Stunde! Bisher habe ich Sie vielleicht nur geliebt als meinen Vater! Von heute an aber werde ich Sie lieben als meinen Wohlthäter, als meinen beſten und großmüthigſten Freund! Meine ganze Seele und mein ganzes Herz gehört Ihnen von dieſer Stunde an, und nie ſollen Sie eine Falte darin finden!

Der Kaiſer zog den Sohn in ſeine Arme und küßte ſeine reine hohe Stirn. Lebe wohl, mein Sohn, Du gehſt als ungenannter Soldat, kehre heim als gefeierter Kriegsheld. Möge es Dir vergönnt ſein auf den Schlachtfeldern in Wirklichkeit alle die Lorbeern zu finden, die ich nur in meinen Träumen ſehen durfte! Lebe wohl!

Er drückte ihn noch einmal feſt in ſeine Arme, und drängte ihn dann ſanft zurück. Und jetzt gehe Gott, daß Du Niemand von den Schleichern in den Corrido-

ren begegneſt, und glücklich bis zur kleinen Steintreppe gelangſt. Gehen Sie voran, Graf Kaunitz, und ſchauen Sie nach, ob keine Laurer und überflüſſige Leute da ſind!

Der Graf flog hinaus, der Kaiſer folgte ihm Hand in Hand mit ſeinem Sohn. Ich werde Dich bis zur Treppe geleiten, flüſterte der Kaiſer, ich werde Dein Sauvegarde bilden, und —

Eben ſtürzte Graf Dominik wieder von dem Corridor in den Vorſaal herein. Es iſt zu ſpät! flüſterte er leiſe. Eine Botſchaft der Kaiſerin!

II.

Die Kaiſerin und ihr Sohn.

Graf Dominik hatte ſich nicht getäuſcht. Es war eine Botſchaft der Kaiſerin, welche den Corridor heraufgeſchritten kam, es war der Oberhofmeiſter, begleitet von vier kaiſerlichen Kammerherrn, welche jetzt in den Vorſaal des Erzherzogs eintraten, um im Namen kaiſerlicher Majeſtät den Erzherzog Joſeph einzuladen, ſofort und unverzüglich zu der Kaiſerin ſich zu verfügen, weil dieſelbe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen wünſche.

Ueber Joſephs Wangen ergoß ſich eine tödtliche Bläſſe und ſeine ganze Geſtalt erzitterte. Der Kaiſer fühlte es, und drückte den Arm ſeines Sohnes feſter in dem ſeinen. Muth, mein Sohn, Muth! flüſterte er leiſe, und ſich dann an den Oberhofmeiſter wendend, ſagte er laut: melden Sie Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, *daß ich* ſelbſt ihr den Erzherzog zuführen werde, und

s der Oberhofmeiſter unſchlüſſig und verlegen ſich nicht
n der Stelle bewegte, fuhr der Kaiſer lächelnd fort:
un ich ſehe ſchon! Majeſtät hat Ihnen befohlen, den
rzherzog ſogleich ſelbſt zu Ihr zu führen. Kommen
ie alſo, mein Sohn, laſſen Sie uns dieſen Herrn vor-
n gehen zur Kaiſerin. —

Maria Thereſia ging mit haſtigen, unruhigen Schrit-
n im Gemach auf und ab. Ihre großen flammenden
ugen richteten ſich immer wieder mit ängſtlichem Aus-
ruck der Thür zu, und ſo oft ſie draußen ein Ge-
uſch, oder das Nahen von Fußtritten zu vernehmen
laubte, ſtand ſie ſtill und athmete hoch auf, wie in
merer Angſt und Furcht.

Ich weiß nicht, ſagte ſie, ſich plötzlich an den Pa-
r Porhammer wendend, der mit der Gräfin Fuchs
eben dem Canapé ſtand, welches die Kaiſerin vorher
i der Ungeduld ihres Herzens verlaſſen hatte, ich weiß
icht, ehrwürdiger Vater, welch eine ſeltſame Beklem-
ung mich überfällt, wenn ich denke, daß der Joſeph
mmt. Ich habe ein Gefühl, als ob ich im Begriff
äre ein Unrecht an meinem Sohn zu begehen, und
m alle Welt nicht möchte ich das thun!

Ew. Majeſtät ſind im Gegentheil im Begriff, den
liebten Sohn aus den Klauen des Teufels und der

Weltluſt zu erretten, ſagte der Pater mit frommem Händefalten. Weil aber Ew. Majeſtät ein zärtliches Mutterherz haben, thut es Ihnen weh den geliebten Sohn zu betrüben. Aber es iſt zu ſeinem Beſten, und gleich wie Gott geboten hat: wenn Dich Dein Auge ärgert, ſo reiß es aus und wirf es von Dir," ſo auch müſſen Ew. Majeſtät dem geliebten Sohn das, was Gott ein Aergerniß iſt, aus der Seele reißen, und wenn auch ein wenig von ſeinem Herzblute dabei vergoſſen würde. Die Wunden, welche man um Gottes und der Tugend willen ſchlägt, ſind bald geheilt, denn der Segen Gottes ruht auf ihnen!

Er hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, Soldat zu werden, murmelte die Kaiſerin, indem ſie wieder haſtig auf und nieder ging, ſeine Augen blitzten ſo muthig und ſtolz wie ich ſie nie geſehen! Es iſt ein ſchöner Burſch und wenn ich ihn anſchaue, meine ich den Franzel ſeinen Vater zu ſehen, als wir noch junge Liebesleut waren! Glaub's wohl, der Lorbeerkranz würd' ihm prächtig ſtehen zu ſeinem friſchen Jünglingsangeſicht, und zu den ſchönen blauen Augen, und ich denk, mein eigen Herz würd' höher und ſtolzer ſchlagen, wenn ich ihn heimkehren ſähe als Sieger mit einer ſchönen großen Narbe über die *Wange*. Aber nein, nein, es darf ja nicht ſein! Würde

mir verwildern, und zu Schanden werden, der Joseph! Hat überdies schon einen schlimmen Hang zum wilden Kriegerleben, verzeih mir's Gott, just wie unsers Ahnherrn Kaiser Carl's des Fünften geliebter Sohn Don Juan von Oesterreich. Der wollt' auch nichts wissen als Krieg und Kampf, und blieb auch auf dem Schlachtfeld! Nein, will solchen Kummer nicht erleben, ich will nicht meinen Erstgebornen vor mir begraben wissen! Hab' schon vier Kinder abgegeben an die Kaisergruft zu St. Stephan, und kann keins mehr missen! Nein, nein, der Joseph darf nicht gehen! Nicht wahr, Füchsin, fuhr sie fort, sich lebhaft zu der Obristhofmeisterin hinwendend, der Erzherzog sagte zu Ihr, er möcht nicht in die Meß gehen, wollt lieber recht viel Feinde niederschmettern, und das wäre Gott ein viel wohlgefälligeres Werk, als das Meßhören, das Beten und die ganze Litaney?

So sagte er, Majestät, und meine Seele schaudert noch, wenn ich daran denke! rief die Oberhofmeisterin, sich bekreuzigend.

Oh, wir wollen ihm diese bösen Gedanken austreiben, rief die Kaiserin erglühend, wollen seinen starren Sinn schon beugen, und ein wenig mehr Sanftmuth und Liebe in sein starres Herz ergießen. Er soll es lernen Gott zu dienen, und —

Sr. Majeſtät der Kaiſer, und Sr. kaiſerliche Hoheit der Erzherzog, meldete der eintretende Oberhofmeiſter, auf den Wink der Kaiſerin die Thüren öffnend.

Maria Thereſia ging den Eintretenden lebhaft entgegen, und begrüßte ihren Gemahl mit einem haſtigen Neigen ihres Hauptes.

Ew. Majeſtät bereiten mir eine große Ueberraſchung, ſagte ſie betonend, zu ſo ungewohnter Stunde zu mir zu kommen.

Glaub's wohl, Majeſtät, ſagte der Kaiſer lächelnd, Sie haben mich nicht erwartet, aber es iſt heute ein ungewohnter Tag, und deshalb wird mir meine Gemahlin wohl die ungewohnte Stunde meines Beſuches verzeihen. Ich war bei dem Erzherzog, als Ihre Botſchaft anlangte. Denn Ew. Majeſtät werden es natürlich finden, wenn ich den letzten Tag, den der Joſeph bei uns verlebt, ſo viel als möglich in ſeiner Geſellſchaft zubringen möchte, und da ohne Zweifel Ew. Majeſtät dem Sohn nichts zu ſagen haben, was der Vater nicht hören dürfte, ſo habe ich mir erlaubt den Joſeph zu Ew. Majeſtät zu begleiten.

Und in welcher ſeltſamen und ungewohnten Tracht erlaubt ſich denn der junge Erzherzog da zu uns zu

kommen? fragte Maria Thereſia, ihre glänzenden Blicke auf das Gewand ihres Sohnes heftend.

Verzeihung, Majeſtät, ſagte Joſeph, ich hatte eben dies Gewand anprobirt, als der Befehl Ew. Majeſtät kam, und um ſogleich dieſem Befehl zu folgen, blieb mir keine Zeit übrig, das Kleid zu wechſeln.

Auch ſieht er, wie mir ſcheint, ſtattlich und ſchön aus in dem Soldatenkleid, rief der Kaiſer, und ich denke, er wird einen ſtolzen und ſchmucken Soldaten abgeben!

Die Kaiſerin war in ihrem Herzen ganz der Meinung ihres Gemahls, und daß ſie's war, verdroß ſie um ſo mehr. Sie legte daher ihre Stirn in finſtere Falten und preßte die Lippen heftig auf einander, wie ſie's zu thun pflegte, wenn ihr Gemüth ſtark erregt war.

Du hältſt es alſo wohl ſchon für eine ganz ausgemachte Sache, daß Du Soldat wirſt, und in's Feld rückſt, mein Sohn? fragte ſie mit fliegendem Athem.

Joſeph richtete ſeine großen blauen Augen mit einem faſt flehenden Ausdruck auf die Kaiſerin hin. Ew. Majeſtät haben es mir verſprochen, ſagte er ruhig und feſt, und ich weiß, daß Ew. Majeſtät noch niemals irgend einem Menſchen Ihr Wort gebrochen haben!

Ei, ſieh da, rief Maria Thereſia mit einem kurzen ſpöttiſchen Lachen, das ſieht ja faſt aus wie eine Drohung!

Der junge Herr will's wohl verſuchen, mich bei meinem point d'honneur zu faſſen, und mich zu zwingen, ihm mein Wort zu halten?

Verzeihung, Majeſtät, ſagte Joſeph ruhig und feſt, ich habe mir gar nicht einen ſolchen beleidigenden Gedanken erlaubt, zu zweifeln, daß Ew. Majeſtät mir Ihr Wort halten werden.

So erlaube ich es Ihm jetzt, zu zweifeln, Herr Sohn, rief die Kaiſerin, welcher die Worte des Erzherzogs als ein verſteckter Tadel erſchienen. Ja, ich erlaube Ihm zu zweifeln, daß ich Ihm mein Wort halte, denn mit dem bloßen Worthalten iſt's auch nicht gethan, und meine kaiſerliche Ehre wird durchaus nicht tangirt, wenn ich ein Verſprechen zurücknehme, das ich meinem Sohn in der Uebereilung, und ohne recht zu überlegen, gegeben habe.

Wie, Majeſtät, rief der Kaiſer, Sie wollten wirklich Ihr Verſprechen zurücknehmen, Sie wollen das jetzt noch, nachdem alle Vorkehrungen getroffen ſind, nachdem alle Welt es weiß, daß der Joſeph zur Armee abgehen ſoll?

Was kümmert mich das Gerede der Welt, ſagte die Kaiſerin ſtolz und ſtrenge, was habe ich nach ihr zu *fragen*. Nur die Stimme Gottes und meines Gewiſſens

leitet mich in allem meinem Wollen und Vollbringen, und ich folge eben nur Gott und meinem Gewiſſen, wenn ich jetzt mein Verſprechen zurücknehme, und den Erzherzog nicht zur Armee abgehen laſſe.

Joſeph ſtieß einen Schrei aus, und taumelte einen Schritt zurück. Das iſt nicht möglich, das kann nicht Ihr Ernſt ſein, Majeſtät, rief er ſchmerzvoll.

Und warum iſt das nicht möglich? fragte die Kaiſerin glühend.

Weil es grauſam und herzlos wäre, ſagte Joſeph ganz außer ſich, weil man dann mit meinen liebſten Wünſchen, meinen heiligſten und reinſten Hoffnungen ein übermüthiges und willkührliches Spiel getrieben, und weil ich nun und nimmermehr glauben kann, daß meine Frau Mutter ſo mein armes Herz verhöhnen wollte!

Die Kaiſerin, in Zorn erglühend, hatte ſchon den Mund zu einer Erwiderung geöffnet, als ihr Gemahl ihr ſanft die Hand auf die Schulter legte, und dadurch das heftige Wort, das auf ihren Lippen ſchwebte, zurückhielt.

Ich bitte Sie, meine Gemahlin, ſagte er leiſe, bedenken Sie, daß wir nicht allein ſind. Der Joſeph iſt jetzt ein erwachſener Menſch und es darf wohl Niemand Zeuge ſeiner Demüthigung ſein, Niemand als ſeine Ver-

tern. Haben Sie daher die Gnade, den beiden Herrschaften zu bedeuten, daß sie uns allein lassen!

Und warum soll ich das thun, rief die Kaiserin, meine treuesten und ergebensten Diener dürfen immerhin hören, was ich dem Herrn Sohn da zu sagen habe, und ich wünsche, daß sie meine Worte hören, und auch die Antworten, welche mir der junge Kaiser der Zukunft zu geben wagt!

Aber Verzeihung, Majestät, sagte der Kaiser fest, ich wünsche nicht, daß dies geschieht, und wie mir scheint, habe ich wohl einiges Recht, wenigstens in dem Innern unserer Gemächer zu gebieten, und meinem Willen Gehör zu verschaffen. Wenn Ew. Majestät daher der Frau Gräfin und dem Herrn Pater nicht befehlen wollen hinaus zu gehen, so werde ich es thun!

Maria Theresia blickte fast entsetzt in das Antlitz ihres Gemahls, das sie nie so ernst und strenge gesehen. Sie fand in ihrer Bestürzung kein Wort der Erwiderung. Der Kaiser wartete einen Moment, und als Maria Theresia noch immer schwieg, wandte er sich zu den Beiden um, die da noch immer neben dem Divan standen, und mit gespannter Aufmerksamkeit der Scene gefolgt waren.

Ich ersuche die Frau Gräfin und den Herrn Pater

uns zu verlaſſen, befahl der Kaiſer. Familienangelegenheiten!

Aber das fromme Paar blieb unbeweglich ſtehen, und ſchien die Worte des Kaiſers gar nicht gehört zu haben. Die Gräfin Fuchs blickte mit ihrem gewohnten kalten und ernſten Ausdruck auf die Kaiſerin hin, der Pater Porhammer hatte den Blick geſenkt, die Hände gefaltet und ſchien zu beten.

Dieſes trotzige Nichtbeachten der Befehle ihres Gemahls verletzte die Kaiſerin, und ſie fühlte jetzt, daß es an ihr ſei, ihrem Gemahl eine Genugthuung zu geben.

Frau Gräfin Fuchs, ſagte ſie, ohne Zweifel hat der Kaiſer nicht laut und gebieteriſch genug geſprochen, und Sie haben daher ſeinen Befehl nicht vernommen. Ich werde Ihr und dem Herrn Pater die Worte des Kaiſers wiederholen. Der Kaiſer hat geſagt: „ich erſuche die Frau Gräfin und den Herrn Pater, uns zu verlaſſen! Familienangelegenheiten.“

Die Oberhofmeiſterin machte eine tiefe ceremoniöſe Verbeugung, der Pater neigte ſein Haupt, und machte mit ſeiner erhobenen Rechten den Gruß des Kreuzes nach der Kaiſerin hin, dann wandten Beide ſich um, und gingen leiſe und mit unhörbaren Schritten der Thür zu.

Maria Thereſia ſchaute ihnen nach, bis die Thür

ſich hinter ihnen ſchloß, dann wandte ſie ihre glühenden Augen auf den Kaiſer hin, ihr Gemahl dankte ihr mit einem zärtlichen Blick und einem ſanften Lächeln. Der Erzherzog hatte ſich während des Zwiegeſprächs des kaiſerlichen Paares in eine Fenſterniſche zurückgezogen, vielleicht um ſich zur Ruhe zu zwingen, vielleicht um ſeine Thränen nicht ſehen zu laſſen.

Jetzt, ſagte Maria Thereſia mit ernſtem, ſtrengem Ton, jetzt ſind wir allein, und jetzt mag der Joſeph mir ſagen, was er zu ſagen hat, Niemand wird es hören, als ſeine Aeltern. Möge er aber auch bedenken, daß außer ſeinen Aeltern auch Gott ihn hört, und daß hinter der Mutter noch immer die regierende Kaiſerin ſteht, die jede Unbill ſtrafen wird, welche man der Mutter anzuthun wagt. Und eine Unbill nenn' ich's, wenn der Joſeph meint, ich wolle ſein Herz verhöhnen, und ein übermüthiges und willkührliches Spiel mit ihm treiben, weil ich mein Wort zurücknehme, und es nicht dulden will, daß er uns verläßt, und zur Armee gehe. Ich habe dieſen Entſchluß gefaßt, nicht aus Härte und Strenge, ſondern in der zärtlichſten Beſorgniß und Fürſorge meines Mutterherzens, ich habe ihn aber nicht bloß gefaßt als Mutter, ſondern als Kaiſerin, welche ihrem Volke *in ihrem* Sohn den dereinſtigen Kaiſer erziehen muß.

Und in beiden Eigenſchaften, als Mutter und als Kaiſerin, ſage ich jetzt: ich nehme mein Wort zurück, mein Sohn. Du wirſt nicht zur Armee gehen, Du wirſt bei uns bleiben, damit Dein Herz nicht verwildere. Es iſt ohnehin ſchon ſtörriſch genug, und das Leben im Feldlager und auf dem Schlachtfeld wird Dich ganz und gar zu einem rauhen Soldaten machen, der gar keinen Geſchmack mehr finden wird an den ſanften Segnungen des Friedens, und ſeinen Völkern nicht Ruhe und Glück, ſondern viel Angſt, Sorge, Kriegspein und Unglück bringen würde. Deshalb bleibſt Du hier, mein Sohn, das iſt mein unwiderruflicher Wille! Wenn's Dich jetzt auch ſeckirt, mein Sohn, ſo ſei demüthig und denke, daß Deiner Mutter beſſere Einſicht es ſo beſtimmt hat, und daß ein gehorſamer Sohn darüber in ſeinem Herzen nicht murren darf. So, und jetzt wollen wir gut Freund ſein, und uns begrüßen, als kämſt Du heim von Deiner Reiſe. Da haſt Du meine Hand, Joſeph! Sei willkommen, mein Sohn!

Sie reichte mit einem gütigen Lächeln ihrem Sohn ihre Rechte dar, aber er nahm ſie nicht, er ſtand zitternd, todesbleich ſeiner Mutter gegenüber, und ſtarrte ihr mit einem faſt drohenden Ausdruck ins Angeſicht.

Siehſt Du nicht, mein Sohn, daß Dir Deine Mutter die Hand darreicht? fragte der Kaiſer ſanft.

Ich ſeh's, Vater, ich ſeh's, ſagte Joſeph heftig, aber ich kann dieſe Hand nicht nehmen. Ich kann meine Lippen nicht darauf preſſen, denn es ſind keine Worte der Liebe auf ihnen, ſondern Worte des Jammers. Nein, meine Mutter, ich kann dieſe Hand nicht küſſen, welche ſo eben meine ſchönſten Hoffnungen zertrümmert hat. Und Sie wollen den Despotismus ſo weit treiben, zu fordern, daß mein Herz nicht einmal murren ſoll! Mein Herz murrt nicht, aber es ſchreit in Verzweiflung und Jammer. Oh, meine Mutter, haben Sie Erbarmen mit mir, nehmen Sie Ihr Wort zurück, laſſen Sie mich gehen. Machen Sie mich nicht zum Geſpött der Menſchen, dulden Sie es nicht, daß die Welt ſagen könne, ich ſei kein Menſch, kein Mann, kein eigenes fühlendes, ſich ſelbſt beſtimmendes Weſen, ſondern nur ein Spielwerk in den Händen kaiſerlicher Majeſtät! Dulden Sie es nicht, daß alle meine Feinde hier mit höhniſchen Blicken und ſpöttiſchem Lächeln mich anſehen, und ſich ihres Triumphes über mich freuen! Oh, laſſen Sie mich gehen, und ſei's auch nur auf kurze Zeit, nur auf wenige Wochen! Ich will's bei meiner Ehre ſchwören, an dem Tage, den Sie mir beſtimmen werden,

zurückzukehren. Aber laſſen Sie mich gehen. Sehen Sie, Mutter, mein Herz war ſo voll Liebe und Dankbarkeit für Sie, ich warf mir vor, Sie bis dahin nicht genug geliebt zu haben, und fühlte, daß ich Sie fortan grenzenlos lieben und verehren würde. Machen Sie nicht, Mutter, daß alle dieſe Gefühle wieder in meinem Herzen einſchlummern. Seit acht Tagen war ich jung geworden, es ſchien mir, als ob die ganze Welt mir entgegen lachte, und in der Fülle meines Glücks vergab ich Allen Denen, welche meine Jugend ſo jammervoll elend und einſam gemacht hatten. Seit acht Tagen bin ich jung, oh Mutter, machen Sie nicht, daß ich wieder alt und vergrämt werde, wie ich geweſen bin, daß ich wieder zurückkriecche in die ſtumme Höhle eines freudloſen Daſeins, jetzt, da ich die Sonne und die Blumen kennen gelernt habe. Verdammen Sie mich nicht wieder zu dem alten Elend meiner Kindheit, laſſen Sie mich frei ſein!

Nein, ſage ich, nein! rief die Kaiſerin mit zornglühenden Wangen. Jetzt erſt ſehe ich ein, wie Recht ich thue, Ihn nicht gehen zu laſſen, denn das hieße, Ihn in ſein Verderben ſchicken! Er iſt ein wilder und undankbarer Knabe, und hart und verſtockt iſt ſein Sinn.

Spricht von den Leiden seiner Jugend! Was hat Er denn gelitten?

Was ich gelitten, rief Joseph, dessen Zähne aufeinanderschlugen, wie im Fieberfrost, und der in der flammenden Aufregung seines Herzens nicht mehr im Stande war, eine äußere Fassung sich zu bewahren. Was ich gelitten habe, fragen Sie? Ich will's Ihnen sagen, Frau Mutter! Ich habe gelitten, so lang ich lebe, denke und fühle. Als ich ein Kind war, habe ich gesehen, daß es neben mir einen andern Knaben gab, den meine Mutter mehr liebte als mich! Wenn wir beisammen standen, wenn meine Blicke mit Sehnsucht den mütterlichen Blick suchten, so sah ich, daß er auf den Andern gerichtet war. Wenn wir Beide eine Unart begangen hatten, so war Ich es, der die Vorwürfe, Er es, der die Verzeihung bekam. Neid und Eifersucht fraßen in meinem Herzen, und Niemand sah die Thränen, die in meinen Augen standen, und ich hatte Niemand, dem ich sagen konnte, was ich litt. Ich war immer einsam, immer allein, und Sie wunderten sich, daß ich schweigsam war, und meine Einsamkeit nannten Sie Verstocktheit, und mir der seine Nächte verweinte, und die Tage heimlich an seinem Kummer nagte, mir stellten Sie meinen lachenden Bruder, das verhätschelte Kind des Glückes gegen-

über, und zürnten mir, daß ich nicht war wie Er*). Und da war dies Corps der Herren Pädagogen, welche mich marterten mit ihrer stumpfsinnigen Pedanterie, welche unter dem Vorwand, meinen Trotz brechen zu wollen, mir mein eigenes Denkvermögen, meinen eigenen Willen brechen wollten. Und da waren endlich die heuchlerischen Patres, welche mit ihren Gebeten und Litaneyen meine Seele und meinen Verstand umnebeln wollten,

---

*) Der Erzherzog Carl, der jüngere Bruder Joseph's, war der bevorzugte Liebling des Kaiserpaars. Von frühester Jugend an lebten die beiden Knaben in Uneinigkeit, und je älter sie wurden, desto mehr steigerten sich ihre durch mancherlei Umstände genährten Zwistigkeiten. Erzherzog Carl, verwöhnt von der Liebe seiner Aeltern, und den Schmeicheleien des ganzen Hofes, begegnete seinem Bruder oft mit Spott und Uebermuth, und rühmte sich, daß er die „Purpurgeburt" voraus habe, nämlich geboren sei, als sein Vater schon zum Kaiser erwählt worden, während Joseph nur der Sohn des Herzogs von Toskana gewesen. Carl war von hervorragenden Fähigkeiten, aber von heftigen Leidenschaften, und stolzem dominirendem Charakter, und ließ Joseph bei allen Gelegenheiten auf das Bitterste das Uebergewicht seiner bevorzugten Stellung fühlen, was von diesem mit Heftigkeit und Zorn zurückgewiesen ward. So war allmälig zwischen den Brüdern eine heftige Feindschaft ausgebrochen, als Karl gefährlich erkrankte. In seiner Todesstunde fühlte er selber sein Unrecht, und er gestand es seiner Mutter. Als Maria Theresia, in Thränen zerfließend, an dem Bette ihres sterbenden Lieblings saß, nahm der Prinz ihre Hand und drückte sie zärtlich an seine Lippen. „Madame, sagte er, klagen Sie nicht so bitterlich über meinen baldigen Tod; denn hätte ich gelebt, würde ich Ihnen noch weit mehr Veranlassung zu Thränen gegeben haben." Wenige Stunden darauf starb er, kaum sechszehn Jahre alt, im Februar 1761. Wraxall Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. Vol. II. S. 385.

damit ich dereinſt ein Fürſt werde in ihrem Sinn, das heißt, ein verdummter, bigotter Diener der Kirche.

Mäßige Dich, mein Sohn, rief der Kaiſer entſetzt, bedenke, was Du ſprichſt.

Laſſen Sie ihn, mein Gemahl, es iſt gut, daß ich einmal auf den Grund ſeiner Seele ſehen kann!

Oh auf dem Grund meines Herzens iſt viel Jammer und Herzeleid, ſagte Joſeph mit einem bittern Lachen, und wenn vielleicht auch Perlen darin geweſen ſind, ſo haben es die Herren Pfaffen verſtanden, ſie mit dem ätzenden Gift ihrer Heuchelei zu zerſtören. Oh Mutter, laſſen Sie mich gehen, und wär's auch nur, um dieſen frommen Herren, die hier am Hofe herrſchen, freies Feld zu laſſen, und wär's auch nur, damit ich nicht mehr ſehe, wie ſie das edle Herz meiner erhabenen Mutter betrügen und hintergehen, und wär's auch nur, um Ihnen zu beweiſen, daß Ihr Sohn nicht ſo ſchlecht und ſo verderbt iſt, wie die frommen Herren es Sie glauben machen. Oh meine Mutter, haben Sie Erbarmen, auf meinen Knieen flehe ich Sie an, retten Sie mich und laſſen Sie mich gehen!

Und der junge Erzherzog ſtürzte auf ſeine Kniee nieder, die Hände flehend zu der Kaiſerin erhebend. Die lang zurückgehaltenen Thränen brachen in wilden Fluthen

aus ſeinen Augen hervor, der wilde Jugendzorn hatte ſich ausgetobt, und eine maßloſe Traurigkeit überkam ihn jetzt Er ſchlug ſeine beiden Hände vor ſein Angeſicht und weinte bitterlich.

Der Kaiſer, mühſam ſeine eigenen Thränen zurückhaltend, trat dicht zu ihm heran, und die Hand auf das Haupt ſeines knieenden Sohnes legend, ſchaute er flehend hinüber zu der Kaiſerin.

Sein Sie milde und erbarmungsvoll, meine Gemahlin, ſagte er ſanft. Vergeben Sie ihm alle die harten und ungerechten Worte, welche er geſprochen in der Bitterniß ſeines erſten Schmerzes, und wenn es ein kann, ſo haben Sie Erbarmen, ſo richten Sie ihn auf aus ſeiner Verzweiflung, und erfüllen ihm, was er ſo ſehr wünſcht!

Ich wollte, daß ich es vermöchte, ſagte die Kaiſerin faſt traurig, aber er hat's mir unmöglich gemacht. Ich darf nicht ſeinem Trotz nachgeben, und das Mutterherz darf nicht bei der Kaiſerin ſprechen für den rebelliſchen Sohn. Was er geſagt hat, vergebe ich ihm, und will's zu vergeſſen ſuchen. Weiß wohl, daß die Jugend in ihrem Zorn nicht weiß, was ſie thut und ſpricht. Bin auch jung geweſen, und ſtürmiſch, und fühl', daß der Joſeph mein Sohn iſt! Es iſt das ſpaniſche Blut, das

zuweilen in uns kocht und tobt. Deshalb verzeihe ich dem Joseph und — werd's selbst in der Beicht' nicht sagen, was ich hier gehört habe, vielleicht erfährt's dann auch Gott nicht. Vergeben will ich, aber — seinen Willen kann ich ihm nun und nimmermehr thun! Das hieße ihn bestärken in seinem Trotz, das wär' nichts weiter, als einem eigensinnigen Kinde erlauben, mit dem Feuer zu spielen, weil es schreiend es begehrt! Stehe auf, mein Sohn Joseph, ich will vergeben und vergessen, aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Du bleibst hier!

Joseph erhob sich langsam von seinen Knieen. Seine Thränen waren versiegt, seine Lippen zitterten nicht mehr, der alte Trotz war wieder in sein bleiches Antlitz zurückgekehrt, sein Blick war wieder kalt und trübe.

Er verneigte sich tief vor seiner Mutter. Ich habe die Worte Eurer Majestät gehört, sagte er mit hartem rauhem Ton, es ist meine Pflicht, zu gehorchen! Erlauben mir Ew. Majestät also, daß ich gehe, diesen Soldatenrock, der sich nicht mehr für mich ziemt, auszuziehen, und meine spanischen Gewänder wieder anzulegen.

Ohne eine Antwort der Kaiserin abzuwarten, wandte er sich um, und hastig das Gemach durchschreitend, eilte er der Thür zu.

Die Kaiſerin ſah ihm ſtumm und kalt nach. Aber als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, nahmen ihre Züge einen angſtvollen, zärtlichen Ausdruck an, und ſich an ihren Gemahl wendend, ſagte ſie haſtig: geh' ihm nach, Franzel. Suche ihn zu tröſten und zu beruhigen. Bleib' bei ihm, daß er ſich kein Leid's anthut. Es iſt ein ſo wildes Blut!

In dieſem Augenblick hörte man vom Vorzimmer her einen Schrei, dem ein dumpfer Ton, wie das Fallen eines ſchweren Körpers, folgte.

Hilf Gott, das iſt Joſeph! rief die Kaiſerin entſetzt, und aller Rückſicht und aller Etiquette vergeſſend, eilte ſie vorwärts, riß gefolgt von ihrem Gemahl, die Thür auf, und ſtürzte in den Vorſaal.

In der Mitte des Saales lag ihr Sohn bleich und leblos am Boden, der Schmerz hatte ihn übermannt, er war ohnmächtig geworden.

Die Kaiſerin ſtieß alle die, welche um ihn beſchäftigt waren, zurück, ohne ein Wort zu ſagen, ohne eine Klage hören zu laſſen. Die Angſt der Mutterliebe gab ihr Rieſenkräfte, den ohnmächtigen Sohn mit ihren beiden Armen umſchlingend, hob ſie ihn leicht wie eine Feder empor, und ſein kaltes Antlitz mit ihren Küſſen bedeckend, trug ſie ihn mitten durch die Schaar der entſetzten ſtarren

Hofleute dahin, in ihr Gemach, wo ſie ihn ſanft auf ihrem Divan bettete.

Niemand hatte gewagt, ihr bis dahin zu folgen, nur der Kaiſer ſtand neben ihr, und reichte ihr jetzt die Riechfläſchchen und Salze dar, die auf ihrem Tiſche geſtanden, und auf die ſie mit ſtummer Hand hingedeutet hatte. Sie rieb dem Sohn die Schläfe mit den Eſſenzen, ſie hielt die flüchtigen Salze unter ſeine Naſe und als er ſich endlich zu regen begann, als der erſte Athem ſich aus ſeiner Bruſt emporrang, da wandte ſich die Kaiſerin mit leuchtenden Augen zu ihrem Gemahl hin. Ich wollt', er würde krank, damit ich ihn pflegen könnt', ſagte ſie, damit ich Nacht und Tag an ſeinem Bette ſitzen könnt'. Sollt's ſchon fühlen müſſen, wie eine Mutter liebt, und wie ſie nimmer läßt von ihrem Kind!"

Und vielleicht hatte Gott ihre Worte gehört, und wollte ihre Bitte erfüllen, damit dieſe zwei edlen und glühenden Herzen ſich nicht gegeneinander verhärten, ſondern einander wieder finden möchten in Liebe und innigſtem Verſtehen.

Ein heftiges Fieber feſſelte den Erzherzog einige Tage lang an ſein Lager. Die Kaiſerin wich nicht von ſeiner Seite, in ihrem eigenen Wohnzimmer hatte ſie den Sohn betten laſſen, und mit zärtlichſter Sorgfalt pflegte ſie ſein.

So oft Joseph, aus seinen Fieberträumen erwachend, die Augen aufschlug, sah er da neben sich an seinem Bett die Kaiserin sitzen, welche mit liebevollen Blicken ihn anschaute, mit ihrem zärtlichsten Lächeln ihn begrüßte. So oft er in seinem Fieberdurst zu trinken begehrte, war es seine Mutter, welche den kühlenden Trank an seine brennenden Lippen führte, so oft seine Stirn wie in verzehrenden Feuergluthen brannte, war es die Kaiserin, welche ihre kühlende Hand darauf legte, und ihr Sohn schaute dann stumm, aber mit feuchten Blicken zu ihr empor, und lag still und wie selig entzückt unter ihrem zärtlichen Anblicken, als habe die mütterliche Hand, welche auf seiner Stirn ruhte, alle Schmerzen gebannt, und alle Stürme seiner Seele schweigen gemacht.

Auch als das Fieber gewichen war, als Joseph sich wieder von seinem Lager erheben konnte, duldete die Kaiserin es nicht, daß er in seine Gemächer zurückkehrte. So lange er noch Reconvalescent war, sollte er bei ihr bleiben, unter ihrer Obhut, ihrer Liebe. In ihrem Zimmer sollte er seine Gesundheit, seinen Frohsinn wieder finden, da mußten denn die lustigen Geschwister sich um ihn sammeln, um ihn zu erheitern mit ihren Scherzen und ihrem lachenden Frohsinn, dahin mußten seine

Cavaliere und ſein vertrauteſter Freund, der Graf Dominik von Kaunitz, kommen, um den Erzherzog zu zerſtreuen mit ihrer Unterhaltung.

Eines Tages aber, als Niemand außer dem Kaiſer und dem Grafen Batthiany bei Joſeph war, trat die Kaiſerin mit einem glücklichen Lächeln und leuchtenden Augen zu ihrem Sohne hin, in ihrer Hand ein Etui von rothem Maroquin haltend.

Was denkſt halt, Joſeph, daß in dem Käſtchen hier verborgen iſt? fragte die Kaiſerin lächelnd.

Weiß nicht, was es ſein mag, aber ſicher iſt's eine Liebesgabe, mit der meine großmüthige Mutter mich erfreuen will!

Wahrhaftig, Du haſt juſt das rechte getroffen, rief die Kaiſerin mit heiterm Lachen, eine Liebesgabe iſt's, und will's Gott, der ſchönſte Schmuck Deines Lebens. Will Dir Erſatz geben, mein Sohn, für die getäuſchten Hoffnungen, und weil ich nicht dulden wollt', daß Du mein Haus verließeſt, muß ich ſchon ſuchen, Dir das Haus angenehm zu machen. Will Dir auch zeigen, daß ich Dich nicht mehr für einen unmündigen Knaben halte, ſondern für einen Mann, der wohl im Stande iſt, ſich ſelber ſein Haus zu begründen, und einer eigenen Familie Herr zu ſein. Schau Dir einmal das Bild da

an, und wenn es Dir wohlgefällt, so schenk' ich Dir nicht bloß das Portrait, sondern auch das Original.

Sie reichte dem Erzherzog das geöffnete Etui dar, in welchem sich das Miniaturbild einer jungen Dame mit lichtbraunen Locken, mit jugendlichem schönem Angesicht und zwei großen dunklen Augen befand, die den Prinzen mit schwermüthigen, bittenden Blicken anzusehen schienen.

Joseph betrachtete es lange, und allmälig zog sich eine sanfte Röthe über sein vorher so bleiches Antlitz hin.

Nun? fragte die Kaiserin, gefällt Dir das Mädchen?

Ob sie mir gefällt? fragte Joseph sinnend, die Blicke unverwandt auf das Bild gerichtet. Sie schaut mich an mit Engels Zügen! Es liegt Etwas in ihrem Blick, das mich anzuflehen scheint, das Lächeln dieser Lippen ist so traurig süß, daß ich vor ihr auf die Kniee fallen und weinen möchte, daß —

Schaut nur, mein Gemahl, rief Maria Theresia, ihren Arm auf die Schulter des Kaisers legend, der lächelnd neben ihr stand. Das ist unser echter und rechter Bub'! Die Lieb' fängt Feuer in seinem Herzen und mög's denn da brennen so heilig, himmlisch und treu, wie's in unsern Herzen gebrannt hat schon so manches Jahr! Willst also das Mädchen haben, Joseph?

Der Erzherzog hob seine Augen langsam zu seiner Mutter empor. Ob ich sie haben will? fragte er mit einem traurigen Lächeln. Wird sie mich haben wollen? Wird sie nicht, gleich allen Andern, mich fliehen und verabscheuen?

Sie wird gleich allen Andern Dich lieben und hochachten, sagte die Kaiserin, indem sie sich niederbeugte und einen innigen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes drückte. Es ist also abgemacht, Du willigst ein, das Original des hübschen Portraits zu Deiner Gemahlin zu machen? Wirst in acht Tagen neunzehn Jahre, da ist's die höchste Zeit Deinen Schwestern voranzugehen mit gutem Beispiel, und Dich zu vermählen! Bist's zufrieden?

Ich bin zufrieden, die Braut anzunehmen, die Ew. Majestät für mich ausgewählt haben.

Und fragst nicht einmal nach ihrem Namen, und weß Landes Kind sie ist?

Meine Mutter hat sie gewählt, das ist genug!

Nun denn, rief die Kaiserin vergnügt, Herr Graf Batthiany, Ihr seid so lange der Gouverneur des Erzherzogs gewesen, und habt gut gethan. Will Euch zur Belohnung einen ehrenvollen Auftrag geben. Ihr sollt

morgen als mein außerordentlicher Gesandter nach Parma gehen, und bei Don Philipp von Parma für meinen Sohn, den Erzherzog Joseph kaiserliche Hoheit, werben um die Hand seiner Tochter, der Prinzessin Isabella von Parma.

III.

Eine italiäniſche Nacht.

Der Mond hat ſich unter Wolken verborgen, die in großen Maſſen am Himmel lagern. Seid willkommen, dunkle Wolken, Ihr ſeid die ſchützenden Schleier, welche die Geheimniſſe der Liebe den neugierigen Blicken verbergen. Sei willkommen, rauſchender Wind, der Du die Blätter der Pinien und Taxusbäume bewegſt, und die Formen dieſer künſtlich zu Figuren verſchnittenen Wachholder und Buchsbäume ein wenig zu natürlicheren Geſtalten verwilderſt; plätſchert und rauſcht ruhig weiter, Ihr murmelnden Cascaden, ſchleudert Eure ſilberſtrahlenden Waſſergarben unaufhaltſam auf und ab, Ihr Springbrunnen, ſchwimmt friedlich weiter auf den von weißem Marmor umſäumten Baſſins, Ihr ſtolzen, weißſchimmernden Schwäne, ſingt und flötet Eure Lieder der Sehnſucht und der Liebe weiter, Ihr Nachti-

gallen in den dunklen Olivenhainen und Myrtengebüschen. Nichts stört Euch jetzt mehr, denn es ist Nacht, tiefe, stille, einsame Nacht, und kein Menschenschritt durchhallt mehr die langen regelrechten, von hohen Taxuswänden eingeengten Alleen des Parks, und kein Fenster des Pallastes da an der Grenze des Parks ist erleuchtet. Der Herzog von Parma schläft; es schläft Alles im herzoglichen Schlosse.

Alles ist dunkel und still, kein Menschenfußtritt unterbricht mehr die Stille der Alleen und der Haine. Singt also weiter, Ihr Nachtigallen in den Gebüschen, bergt Euer stolzes Haupt unter dem weißen Gefieder Eures Flügels, Ihr Schwäne, und träumend laßt Euch schaukeln von den murmelnden Silberwellen des Sees, an dessen Ufern weiße Lilien duftend fragend zum Himmel aufschauen nach ihrem Geliebten, dem Mondschein.

Der Mond hat sich unter Wolken verborgen, die Wolken sind die schützenden Schleier der Liebe! Hüllt ihn dicht und fest ein, Ihr schützenden Wolken, laßt ihn nicht los, den schwatzhaften Mond, denn wenn auch die Fenster des herzoglichen Pallastes dunkel sind, so haben die Wände doch Ohren, und die dürfen es nicht hören, was da am Balcon sich flüsternd regt, und der Mond selbst darf die beiden Gestalten nicht sehen, welche da,

die eine oben auf dem Balcon, die andere unterhalb deſſelben im Park ſich befinden. Sie bedürfen nicht des Mondlichts, um einander zu ſehen, ſie ſchauen ſich an mit den innern Augen ihrer Liebe; ſie bedürfen auch nicht des Beieinanderſeins und des zärtlichen Umfangens, ihre Seelen haben ſich umſchlungen zu ewigem Bunde, ihre Herzen ſind Eins in unauflöslicher Liebe, ſie gehören Beide zu einander mit feſten unauflöslichen Banden. Nichts kann ſie trennen, nichts ihren Bund zerreißen, nichts als — der Tod!

Wer ſind dieſe Beiden, und was flüſtern ſie? Eine zweite Julia iſt es, die da über den Balcon ſich hinab lehnt, ein zweiter Romeo iſt's, der da unten ſteht, und ſeine Arme ſehnend empor ſtreckt nach der Geliebten hin. Worte der Liebe, der Sehnſucht, und Schwüre ewiger Treue ſteigen wie auf goldenen Schwingen hinauf und hinab, und küſſen dieſe Lippen, welche getrennt ſind, und dieſe Augen, welche einander nicht ſchauen.

Morgen alſo, meine Geliebte, morgen wirſt Du Mein für alle Ewigkeit?

Morgen, mein Geliebter! Dein bin ich ſchon für alle Ewigkeit, aber Dein will ich auch ſein hienieden vor aller Welt!

Und Du wirst's nimmer bereuen! Du fühlst Dich muthig und stark genug, der ganzen Welt zu trotzen?

Gehört denn Muth und Stärke dazu, die Hand auszustrecken nach seinem höchsten, schönsten Glück und es sich zu Eigen zu machen? Oh, es ist viel Eigennutz in meiner Liebe, und weil ich glücklich sein will, vergeß ich die Gefahren, die Dich bedrohen, wenn Du mein Gemahl bist!

Dich zu verlieren, Dich nicht Mein zu nennen, ist die einzige Gefahr, die ich fürchte! Ich kenne keine andere!

Und doch sei vorsichtig und besonnen, sei's um meinetwillen. Bedenke, mein Geliebter, wir sind auf spanischem Boden, obwohl wir in Italien sind, und die spanischen Dolche sind scharf und treffen sicher. Sei vorsichtig, verrathe mit keinem Blick und keinem Lächeln das süße Glück, das uns vereint. Nur wenige Tage hüte Deine Zunge, Deine Augen und Dein Herz. Nur so lange, bis wir fort von hier sind, fort gezogen in das stille Asyl, das unsere Liebe uns zum Paradiese machen wird, und wo keines Rächers Arm uns finden kann. Bis dahin, Geliebter, sei besonnen! Und, — jetzt geh, sieh nur, der Mond bricht hinter Wolken hervor, und wenn die Späher, die mich überall umlauern,

Dich ſehen würden — geh, geh! Denk' an die ſpaniſchen Dolche, geh!

Ich denk an morgen, Holde, und ſo kann ich gehen, denn morgen ſehe ich Dich wieder und Du wirſt auf immer Mein!

Auf immer Dein! Nun geh!

In der Kapelle erwarte ich Dich?

Ich komme ganz gewiß! Und der Prieſter, meinſt Du, wird uns nicht verrathen?

Er war der Freund und Lehrer meiner Jugend! Er wird uns nicht verrathen!

Nun denn auf morgen! Und Gott ſegne unſre Liebe! Horch, rauſcht es dort nicht im Gebüſch?

Es iſt der Wind, der in den Pinien rauſcht.

Der Wind! Er treibt die Wolken aus einander! Geh!

Lebe wohl! Auf Morgen!

Morgen!

Der Mond trat hinter den Wolken hervor, und eine ſilberne Helle lagert ſich über dem Park; deutlich ſieht man dieſe hohe männliche Geſtalt, die da vom Balcon zurücktritt, und mit raſchem Schritt die Allee hinabeilt; deutlich ſieht man dieſe ſchlanke weibliche Geſtalt, die da über den Balcon ſich lehnt, und in ihren

Augen, welche mit ſtarrem Blick dem Geliebten nachſchauen, leuchtet der Mond.

Jetzt ſieht ſie ihn nicht mehr, doch bleibt ſie ſtehen, und lauſcht mit angehaltenem Athem, lauſcht auf die ſüße, ſchweigende Nacht, auf das Plätſchern der Kaskaden, auf das Rauſchen der Pinien, auf das Flöten der Nachtigall. Aber horch, was iſt das? Ein Schrei, ein furchtbarer, entſetzlicher Schrei unterbricht auf einmal dieſe ſüße Stille. Von dorther kommt dieſer Schrei, wohin Er gegangen iſt, Er, dem ſie nachſchaute in athemloſer Angſt und Liebe.

Noch ſteht ſie zitternd, zweifelnd an ihrem eigenen Gehör, da — noch einmal, noch entſetzlicher, ſchneidender wiederholt ſich dieſer Schrei!

Sein Todesſchrei! ruft ſie mit herzzerreißendem Jammerton, und kaum wiſſend was ſie thut, der Gefahr nicht achtend, nichts hörend, als dieſen fürchterlichen Schrei, der ſie zu rufen ſcheint, ſchwingt ſie ſich über das Geländer des Balcons, wie von Mondſtrahlen getragen, ſchwebt ſie von der Balluſtrade hinunter auf die Erde. Der Fall hat ſie nicht beſchädigt, nicht betäubt, einen Moment nur ſchwankt ſie ſchwindelnd hin und her, dann ſtürzt ſie vorwärts, die Allee hinauf. Deutlich ſieht man jetzt im Mondenſchein dieſe zarte

ſchlanke Geſtalt in dem fliegenden, weißen Gewande, wie ſchwarze Nachtvögel umflattern ihre vom Nachtwind bewegten Locken ihr Haupt, der Mond wirft ihre Geſtalt in einem langen ſchwarzen Schatten auf die Pinienhecke, und wie ein dunkles Geſpenſt fliegt dieſer Schatten neben der weißen Geſtalt dahin. — Leuchte ihr, leuchte ihr, Mond, daß ſie Ihn findet, den ſie ſucht, leuchte ihr, daß ſie noch einmal ſich Aug' in Auge ſehen, noch einmal, eh' ſie ſcheiden auf ewig!

Jetzt biegt ſie im raſenden Lauf um die Ecke der Allee, und nun tönt ein ſchrillender Entſetzensſchrei von ihren Lippen, und ſie ſtürzt zur Erde nieder neben dieſer Geſtalt, die da lang hingeſtreckt am Boden liegt.

Ja, er iſt es, Er, den ſie liebt, Er der die Seele ihrer Seele, das Leben ihres Lebens iſt! Und er liegt kalt, regungslos da, das gebrochene Auge blickt ſtarr empor zum Himmel, die bläulichen Lippen ſind halbgeöffnet, und Todesgeſtöhn zittert aus ihnen hervor. Noch lebt er alſo, und das Blut, das aus dieſen zwei Wunden hervorſtrömt, iſt noch warm.

Sie neigt ſich über ihn, ſie küßt ſeine erkaltenden Lippen, ſie reißt das weiße Spitzentuch von ihren Schultern, und drückt es auf ſeine Wunden, um das ſtrömende Blut aufzuhalten. Das Tuch wird purpurroth

von ſeinem Blute, aber ſeine Lippen werden bleicher, ſelbſt unter ihren Küſſen. — Sie fühlt's, ſie fühlt's, daß da neben ihr ein Anderer iſt, der dieſe Lippen küßt, und dieſer Andere iſt der Tod. Sie fühlt, wie ſeine Glieder erſtarren, wie das Todtenröcheln allmälig verhaucht.

Oh nimm mich mit Dir! Nimm mich mit! ſchreit ſie in wahnſinnigem Schmerz, ihn umklammernd mit ihren Armen, ſein Antlitz überſtrömend mit ihren Thränen, die Bächen gleich aus ihren Augen ſchießen. Nimm mich mit Dir! Habe Erbarmen mit meinem Jammer! Löſe meine Seele, die in Deiner Seele lebte, auf, daß ſie mit Dir entflattere! Oh Geliebter, nur Ein Wort, einen letzten Blick! Geh nicht von hinnen, ohne mir Lebewohl geſagt zu haben! Du ſchweigſt! Du antworteſt mir nicht?

Sie ſtarrt ihn an in athemloſer Erwartung, und dann, wie er ſchweigend, regungslos da liegt, ſchleudert ſie ihre Arme gen Himmel empor, und ruft in wilden Jammertönen: mein Gott, mein Gott, nimm ſeine fliehende Seele nicht auf, bevor ſie mir nicht den Troſt gegeben hat, mir zu ſagen, wann ich ihr folgen werde! Nimm ſeine fliehende Seele nicht auf, halte ſie feſt auf ſeinen Lippen, daß ſie noch einmal zu mir ſprechen!

Ihre Arme ſinken hernieder und legen ſich wieder um ſeine Geſtalt, ihr Haupt lehnt matt an ſeinem erkaltenden Geſicht, und ihre Lippen flüſtern mit flehendem Liebeston: höre mich, mein Geliebter, und ſprich zu mir. Sag' mir, daß ich Dir folgen werde, daß Du mich bald zu Dir rufen willſt, daß —

Plötzlich verſtummt ſie, denn ihre Arme, welche ihn umſchlungen halten, fühlen das leiſe Erzittern ſeiner Geſtalt, fühlen, daß das Leben zurückkehrt. Erſchaudernd vor Entzücken neigt ſie ſich über ihn; ſeine Augen, welche vorher gebrochen waren, ſind jetzt auf ſie gerichtet mit einem letzten, flammenden Strahl der Liebe, und ein ſanftes Lächeln umzittert ſeine Lippen. Und auf einmal hebt ſich das Haupt langſam in die Höhe, richtet der Oberkörper ſich, wie von galvaniſcher Kraft getrieben, ohne Stütze der Arme, ſteif und langſam empor.

Sie ſchlingt ihre Arme um die ſitzende Geſtalt, die ſie anſtarrt aus großen, weit geöffneten Augen. Nun bewegen ſich ſeine Lippen, die Liebe hat den Tod von ihnen hinweggeküßt, die Liebe läßt ſie noch einmal ſprechen.

Wie Geiſtergeflüſter tönt's an ihrem Ohr: Auf Wiederſehn, Geliebte, auf Wiederſehn in drei —

Die Geſtalt ſinkt, wie vom Blitz getroffen, zurück,

wie ein letzter Todesschrei tönt's noch einmal von den Lippen, laut und schallend: Drei! — Dann fällt die Gestalt bewegungslos und kalt zurück, das Leben ist entflohen; die Liebe hat die Seele auf einen Moment zurückzurufen vermocht, aber sie konnte den Tod nicht bannen! Er hat sein Opfer hinweg geführt!

Sie weint nicht, sie klagt nicht! Sie neigt sich über ihn, und schließt mit ihren Lippen seine Augen, sie küßt seinen Mund zum letzten Lebewohl, und wie sie das thut, trinken die Spitzen ihrer Locken von seinem Blut, das dann, als sie ihr Haupt empor hebt, langsam auf ihre Schultern niedertröpfelt. Sie nimmt das Tuch, das sie auf seine Wunden gelegt, und das jetzt ganz durchzogen ist von seinem Blut.

Mein Purpurmantel! sagt sie mit einem traurigen Lächeln, indem sie das blutige Tuch an ihre Lippe drückt. Mein Purpurmantel! Ich will und werde niemals einen andern tragen, das schwöre ich Dir, mein Geliebter. Mit diesem Purpurmantel sollen sie mich in den Sarg legen. In drei Tagen also bin ich bei Dir! Lebewohl! Auf Wiedersehen in drei Stunden, oder in drei Tagen! Lebewohl bis dahin!

Sie küßt seine Lippen zum letzten Mal, und richtet sich empor. Die Thränen sind in ihren Augen erloschen,

ruhig, faſt heiter iſt ihr Blick. Langſam wandelt ſie die Allee empor, die zu dem Schloſſe führt. Ihr Fuß berührt kaum den Boden, ihre Geſtalt ſcheint zu ſchweben im Mondenſchein. Ihr Haupt hat ſie zurück gelehnt, ihr Blick iſt gen Himmel gewandt, als ſuche ſie da die Seele ihres Geliebten als Stern am Himmel wieder.

Der Mond geht langſam in goldener Fülle mit ihr und beleuchtet ihren Pfad, und ſie ſchaut ihn an und flüſtert: drei! Gott gebe, daß er drei Stunden gemeint hat! Drei Tage wären eine Ewigkeit!

So wandelt ſie langſam dem Schloſſe zu, und wie ſie ſich demſelben nähert, ſchlüpft eine Frauengeſtalt da drüben aus dem Gebüſch hervor, und eilt zu ihr hin.

Um Gotteswillen, eilen Sie! Die Seitenpforte iſt offen! Noch ſchläft Alles im Pallaſt!

In drei Stunden werde ich auch ſchlafen, ruft ſie mit lautem Jubelton, und ſinkt dann bewußtlos zuſammen. *)

*) Karoline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Thl. I. S. 139.

IV.

Isabella von Parma.

Prinzessin Isabella hatte heute Morgen ungewöhnlich ange geschlafen, und ihre Kammerfrauen, welche sonst ewohnt waren, schon in der Frühe des Morgens von er Klingel ihrer Herrin gerufen zu werden, warteten eute Stundenlang vergeblich auf ihren Ruf. Die erste ameriera machte ein unruhiges und sorgenvolles Ge- cht und flüsterte ihren Gefährtinnen ihre Besorgniß u, die Prinzessin werde krank sein, denn schon seit meh- eren Tagen sei sie ungewöhnlich bleich und trübe ge- esen, habe ihr ganzes Wesen ermattet und siech ge- hienen.

Ich werde sie wecken, sagte die Aja endlich, nach reistündigem Warten, ja ich werde sie wecken! Es ist ast schon die Stunde, in welcher die Prinzessin zum erzog zu gehen pflegt, und Se. königliche Hoheit

würden ſehr ungehalten darüber ſein, wenn die Prinzeſſin ſich eine Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen ließe. Folgen Sie mir alſo, meine Damen. Es iſt Zeit, die Prinzeſſin anzukleiden!

Sie öffnete leiſe die Thür zu dem Schlafzimmer der Prinzeſſin und trat, gefolgt von den vier Kammerdamen, in das Gemach ein.

Sie ſchläft noch! flüſterte die Oberhofmeiſterin, die Vorhänge ſind noch geſchloſſen. Aber ich muß ſie wecken, es iſt meine Pflicht!

Und ſie näherte ſich entſchloſſen dem von ſchweren roſenfarbenen Seidenvorhängen umgebenen Lager der Prinzeſſin. Vorſichtig ſchlug ſie die Vorhänge auseinander, indem ſie leiſe flüſterte: Hoheit verzeihen, daß ich —

Plötzlich verſtummte ſie, denn zu ihrer größten Ueberraſchung fand ſie, daß die Prinzeſſin nicht ſchlief. Sie lag da in dem langen weißen Nachtgewand, das über dem Buſen und an den Händen mit röthlichen Schleifen geſchloſſen war. Ihre Hände ruhten gefaltet auf ihrer Bruſt, ihr Haupt lag ſanft zurückgelehnt auf den ſeidenen Kiſſen, deren roſige Farbe wunderbar kontraſtirte zu der Bläſſe ihrer Wangen, und zu den *ſchwarzen* Locken, die in vollen Garben ihr ovales, zart-

geſchnittenes Antlitz umringelten! Ihre Augen, dieſe großen glühenden ſpaniſchen Augen, waren weit geöffnet, und blickten mit einem ſtarren Ausdruck empor zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, das am Plafond ihres Himmelbettes angebracht war. Langſam nur und widerſtrebend wandte die Prinzeſſin jetzt ihre Augen auf die Oberhofmeiſterin, die noch immer mit erhobenem Arm den Vorhang geöffnet hielt, während die Kammerfrauen, weiter rückwärts ſtehend, mit neugierigen Blicken hinüber ſchauten zu dem roſigen Lager, auf dem die bleiche, ſtille Fürſtin ruhte.

Hoheit mögen vergeben, daß ich zu ſtören wagte, erwiderte die Aja auf die Frage der Prinzeſſin, die ſie indeſſen nicht mit den Lippen, ſondern nur mit den Augen gethan. Es iſt ſchon ſpät am Morgen und —

Wie viel Uhr iſt es? fragte die Prinzeſſin.

Es iſt neun Uhr!

Die Prinzeſſin zuckte leicht zuſammen, und ſagte mit lauter feierlicher Stimme: alſo in drei Tagen erſt! Dann ſchaute ſie wieder empor zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, und ihre Lippen flüſterten leiſe Gebete, die Niemand außer Gott verſtand.

Als ſie ihr Gebet vollendet, richtete ſie ſich langſam von ihrem Lager empor, und ſtrich mit ihrer

ſchmalen weißen Hand die ſchwarzen Locken von ihren Wangen zurück.

Ich will mich ankleiden, ſagte ſie, und ſofort eilten die Camerieren herbei, um ihrer jungen Herrin behülflich zu ſein. — Dieſe Morgentoilettenſtunde der Prinzeſſin war ſonſt für ihre Dienerinnen die ſchönſte und lieblichſte des ganzen Tages geweſen. Da hatte Iſabella mit ihnen geſchwatzt und getändelt, gelacht und geſungen, da hatte ſie ſich erlaubt das junge, unbefangene Mädchen zu ſein, die mit ſtrahlenden Augen dem Tage entgegen ſchaut, mit einem Lächeln auf den roſigen Lippen jede Stunde begrüßt. Bei der Morgentoilette war aller Zwang und alles Ceremoniell, war die ſpaniſche Etiquette aus dieſem Zimmer verbannt geweſen, und erſt, wenn Iſabella die Schwelle deſſelben überſchritten, hatte ſie ſich wieder ihren Geſetzen untergeordnet und war wieder die Prinzeſſin geworden.

Wie ſchön, wie köſtlich waren dieſe Stunden geweſen, wie liebreizend war Iſabella ihren jugendlichen Freundinnen und Geſpielinnen erſchienen, wenn ſie mit ihnen im leichten weißen Morgengewande, das ihre ſchöne zarte und doch üppige Geſtalt loſe umflatterte, die ſchönen Tänze ihres erſten Vaterlandes, des glühenden ſtolzen Spaniens tanzte. In Spanien hatte ſie die

ersten Tage ihrer Kindheit verlebt, denn damals war ihr Vater noch nicht Herzog von Parma, sondern nur Infant von Spanien, nur der Sohn seines Vaters, des Königs Philipp des Fünften von Spanien gewesen. Aber die Wechselfälle des Glücks und der Schlachten, welche Neapel und Parma von Oesterreich losgelöst, hatten den beiden Söhnen Philipps Throne gegeben. Sein älterer Sohn, Don Carlos, war König von Neapel, sein jüngerer Sohn Don Philipp war seit dem Aachener Frieden von 1748 Herzog von Parma und Piacenza geworden. Isabella, damals ein Kind von sieben Jahren, hatte mit ihren Eltern und dem Hofe Spanien, das Land des Sonnenscheins, der Lieder, der Tänze und der Schönheit verlassen müssen, aber man hatte ihr erlaubt, ihre Spielgefährtinnen, die Töchter vornehmer, aber armer spanischer Grands, mit zu nehmen nach Parma. Sie waren bei ihr geblieben, als ihre Gespielinnen, ihre Freundinnen, als lebensvoller Gruß des schönen, verschwundenen Vaterlandes, und nur um der Form und der Etiquette zu genügen, hatte man sie zu Hofdamen und Camerieren der Prinzessin ernannt. Mit diesen Freundinnen allein war es ihr noch vergönnt gewesen, die stolze schöne Sprache der Heimath zu reden, mit ihnen allein durfte sie ihre Ja-

niſchen Lieder ſingen, ihre ſpaniſchen Tänze tanzen, die Verſe der großen ſpaniſchen Dichter recitiren. Mit ihren Freundinnen allein durfte ſie Spanierin ſein, wie ſie mit ihrem Bruder Ferdinand und ihrer erſten Hofdame allein Franzöſin ſein durfte. Denn mit dem ſpaniſchen Blut in ihren Adern vermiſchte ſich das franzöſiſche Blut ihrer Mutter, der Prinzeſſin von Frankreich, der Tochter Ludwigs des Funfzehnten, und verlieh der dunklen glühenden Tochter des Südens die leichte Grazie, die feſſelnde Anmuth, das heitere Lächeln der Franzöſin. So lange ihre ſchöne und geiſtvolle Mutter noch lebte, hatte der Hof ihres Gemahls mehr ein franzöſiſches Colorit getragen, die ſteife Grandezza war aus den Salons der Herzogin verbannt geweſen, der franzöſiſche Esprit, der franzöſiſche Witz, die franzöſiſche Grazie hatten in denſelben geherrſcht, und nur an den großen Gallatagen hatte die Herzogin ſich der ſteifen und ernſten Etiquette Spaniens unterworfen. Aber ſeit einigen Jahren war Iſabella von Parma dieſer ihrer edelſten und geliebteſten Freundin beraubt, hatte ſie dem Tod ihr ſchönſtes und heiligſtes Erdengut, ihre Mutter, dahin geben müſſen, und ſeit Eliſabeth von Frankreich in die herzogliche Gruft hinab geſenkt worden, war auch das franzöſiſche Weſen

und die franzöſiſche Sprache am Hofe des Herzogs von Parma verſtummt. Der Herzog hätte ſeine Gemahlin ſo ſehr geliebt, flüſterten die Hofleute, daß jede Erinnerung an ſie ſeinen Schmerz um ſie erneuere, und deshalb habe er das ſtrenge Verbot erlaſſen, daß im herzoglichen Pallaſt nie mehr die franzöſiſche Sprache geſprochen werden ſolle. Der Herzog hätte ſeine Gemahlin ſo wenig geliebt, flüſterten Diejenigen, welche dem Hofe ferner ſtanden, er habe ſie ſo oft gekränkt, ſo viel gemartert und gequält mit ſeiner italieniſchen Eiferſucht und ſeiner ſpaniſchen Grandezza, daß ſie endlich geſtorben ſei vor Gram, und deshalb ſei jede Erinnerung an ſie ihm wie ein bitterer Vorwurf, und deshalb ſei die franzöſiſche Sprache von ſeinem Hofe verbannt. Aber ihre Kinder hatten die Erinnerung an dieſe holde und ſchöne franzöſiſche Mutter treu und feſt in ihrem Herzen bewahrt, und wenn die Infantin Iſabella allein war mit ihrem Bruder Don Fernando, dann ſprachen ſie, dem Verbot ihres Vaters zum Trotz, in der Sprache ihrer Mutter, das war ihnen dann, als ob ſie ſelber wieder bei ihnen ſei, und ſie wiederholten ſich die reizenden Fabeln Lafontaine's, die ihre Mutter ſie gelehrt, und recitirten zuſammen die erhabenen Verſe Racine's und Corneille's, mit deren Wer-

ten ihre Mutter sie vertraut gemacht. Aber wenn sie mit ihrem Vater zusammen den Hoffesten präsidirten, da durften sie weder Franzosen noch Spanier sein, da mußten sie die Sprache des Volkes reden, dessen Herrscherfamilie sie geworden, und die Infantin Isabella mit dem dunklen spanischen Teint, und den tiefernsten flammenden spanischen Augen, mit dem feingebildeten französischen Geist, und der leichten französischen Grazie, durfte sich dann nur als Italiänerin fühlen und zeigen, und mit ihrem Hof nur die Sprache ihres neuen Vaterlandes sprechen, das sie indessen liebte um seiner Musik, seiner Gemälde und Statuen willen, von denen letztern der herzogliche Pallast, Dank dem Kunstsinn der verstorbenen Herzogin, so auserlesene Schätze besaß, daß sie noch in unsern Tagen im Museum zu Neapel als die „fiore della ducale galeria Parmese" berühmt sind. Und Isabella selbst war eine Künstlerin, sie hatte es in der Malerei und Musik zu einer seltenen Meisterschaft gebracht *), und wenn sie mit bezaubernder Stimme, mit hinreißendem Feuer die Arien Pergolese's, Righini's oder Scarlati's sang, wenn sie mit überraschender Treue, Wahrheit und Kraft die

*) Wraxall. Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna II. S. 389.

großen Werke Correggio's oder Veroneſe's copirte, dann war ſie Italiänerin, und war ſtolz und glücklich es zu ſein.

So war Iſabella von Parma noch bis geſtern geweſen, in ihren Gemächern die glühende, phantaſtiſche, leidenſchaftliche, und dann wieder neckiſche und naive Spanierin, in den Salons die geiſtvolle, graciöſe, feine Franzöſin, in den Hallen der Kunſt die tiefgebildete begeiſterte Italiänerin.

Was war ſie heut? Ein bleiches, kaltes, ſtummes Frauenbild, mit einem Antlitz ſo kalt und ſteinern wie Marmor, mit Augen, in denen aller Glanz des Lebens und der Liebe erloſchen war, mit Lippen, die ſo feſt und ſtreng aufeinander ruhten, als ob ſie nie ein Lächeln oder einen Scherz gekannt hätten. Der Scherz ſchien erſtorben auf ihren Lippen nicht bloß, ſondern auch in ihrer Seele. Nicht Einmal richtete ſie ein Wort, einen Blick auf ihre Frauen, die traurig und mit mühſam zurückgehaltenen Thränen, ganz entſetzt über die unerklärliche, furchtbare Veränderung und Verwandlung ihrer angebeteten Herrin, ſie umſtanden, und zum erſten Mal ihr heut im ernſten Pflichtgefühl die Dienſte leiſteten, wie ſonſt aus Freundſchaft und zärtlichſter Ergebenheit.

Isabella aber achtete gar nicht auf sie, ihre Augen waren mit starren Blicken in das Leere gerichtet, ihre farblosen Lippen waren fest auf einander gepreßt, und schienen sich nie mehr zu einem Lächeln, oder zu einem Wort öffnen zu wollen. Sie legte die Gewänder an, ohne sie nur anzusehen, sie ließ sich coiffiren, ohne zu wissen vielleicht, daß sie es that. Als aber die Toilette beendet war, und die Oberhofmeisterin der Prinzessin die Chocolade darreichte, wehrte sie diese sanft zurück.

Ich habe nichts mehr zu schaffen mit irdischer Speise, sagte sie. Lassen Sie mir gütigst den Hofcaplan mit dem Viaticum und den Sterbesacramenten rufen.

Ein einziger Schrei des Entsetzens tönte von den Lippen der Frauen.

Den Hofcaplan mit den Sterbesacramenten? fragte die Aja entsetzt. Für wen denn die Sterbesacramente?

Für mich! sagte die Prinzessin fest.

Mein Gott, oh mein Gott, rief die Aja traurig, Sie haben also den entsetzlichen Verzweiflungsmuth gehabt, dem Willen Gottes vorzugreifen, Sie haben dem Tod den Weg zu Ihnen gezeigt, bevor Gott Ihnen denselben gesandt?

Fürchten Sie nichts, sagte sie fast verächtlich, der

Tod wird den Weg zu mir zu finden wiſſen, auch ohne meine Hülfe. Ich werde das Leben ertragen, ſo lange es Gottes Wille iſt, aber Gott wird mich abrufen in drei Tagen.

Die Mädchen brachen in lautes Weinen aus und auf ihre Kniee niederſinkend, der Prinzeſſin Füße umſchlingend, ihr Gewand küſſend, flehten ſie ſie an, bei ihnen zu bleiben, wieder ihre gütige gnädige Herrin zu ſein.

Iſabella ſchaute mit einem ſeltſamen Lächeln zu ihnen nieder. Ihr bittet mich, nicht zu ſterben, ſagte ſie, mein Gott, ſeht Ihr denn nicht, daß ich ſchon geſtorben bin? Ja, ich bin geſtorben, mein Herz liegt kalt und verblutend bei —

Die Hand der Oberhofmeiſterin legte ſich raſch und mit einem leiſen Druck auf den Arm der Prinzeſſin, und ſich dicht an das Ohr Iſabellens neigend, flüſterte die Aja: bei dem Andenken an Ihre Mutter, Prinzeſſin, ſchweigen Sie, verrathen Sie Sich nicht!

Iſabella nickte leiſe mit dem Haupt, und wandte ſich dann wieder ihren Freundinnen zu. Steht auf, ſagte ſie, und hört, was ich Euch zu ſagen habe. Achtet wohl auf meine Worte, denn es ſind die letzten, welche ich zu Euch ſprechen werde?

Die Mädchen erhoben ſich von ihren Knieen, und umſtanden die Prinzeſſin mit von Thränen umdüſterten Augen.

Iſabella lehnte ſich leiſe auf den Arm der neben ihr ſtehenden Oberhofmeiſterin, und neigte einen Moment ihr bleiches Haupt auf ihre Schulter.

Ich habe dieſe Nacht eine ſeltſame und grauenvolle Viſion gehabt, ſagte Iſabella dann nach einer langen Pauſe. Der Geiſt meiner Mutter iſt mir erſchienen und hat mir geſagt, daß ich in drei Tagen ſterben werde. Ich glaube an dieſe Viſion, ich fühle, daß dieſe Prophezeihung ſich erfüllen wird. In drei Tagen werde ich ſterben. Weint nicht, klagt nicht, meine Freundinnen! Gönnt mir das Glück einzugehen in die ewige Ruhe und den ewigen Frieden. Das Leben iſt ſchwer, aber der Tod iſt ſo leicht. Betet für mich, daß die Laſt dieſes ſchweren Lebens bald von mir genommen werde. Beten auch Sie für mich, meine mütterliche Freundin, Sie, welche mein ganzes Herz kennen, und ſeine Geheimniſſe mit in Ihr Grab nehmen werden, beten Sie für mich!

Die Oberhofmeiſterin ſenkte traurig ihr Haupt, ſie vermochte nichts zu erwidern, denn ſie weinte gleich den Uebrigen.

Isabella schaute sie Alle an mit einem letzten Scheideblick, und einen Moment kehrte das Feuer und die Gluth in ihre Augen zurück, welche den Freundinnen as letzte Lebewohl sagten.

Und jetzt, sagte sie dann hochathmend, jetzt zu meiem Vater! Estrella, sage dem Kammerdiener, daß er ich dem Herzog zu einer Audienz melde!

Das junge Mädchen eilte hinaus, und kehrte nach urzer Zeit zurück. Se. königliche Hoheit, der Herzog, agte sie, ist heute Morgen mit großem Gefolge auf as Jagdschloß Belvedere abgegangen, und kehrt erst in ier Tagen zurück.

Die Augen der Prinzessin wandten sich sofort auf ie Oberhofmeisterin hin, und ein bitteres Lächeln umielte ihre Lippen. Sehen Sie jetzt, flüsterte sie leise, ehen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt? Er t es, der es gethan! Möge Gott ihm vergeben, ich ermag es nicht!

Und nun zu meinen letzten irdischen Geschäften, fuhr e dann fort, sich wieder ihren Gespielinnen zuwenend. Ich will selbst mein Testamentsvollstrecker sein, nd unter Euch die Andenken und Vermächtnisse ausheilen, welche ich Euch bestimmt habe!

Und mit einer wunderbaren Ruhe und Gelaſſenheit ſich dieſen letzten irdiſchen Geſchäften unterziehend, vertheilte die Prinzeſſin unter ihre Freundinnen ihre Brillanten und ihr Geſchmeide, ihre koſtbaren Gewänder und Schmuckſachen, ſchnitt ſie einen Streifen ihres langen Lockenhaars von ihrem Haupt und gab jeder ihrer Frauen davon ein letztes und koſtbarſtes Angedenken!

Aber als jetzt draußen das Läuten der Glöcklein ihr das Nahen des Prieſters mit dem Allerheiligſten verkündete, hieß ſie Alle hinaus gehen, und ſie allein laſſen mit dem Diener des Herrn. —

Die heilige Handlung war beendet. Prinzeſſin Iſabella hatte, vor dem Prieſter Gottes auf ihren Knieen liegend, ihm gebeichtet, und er hatte ihr zugehört mit bleichen, tief erſchütterten Mienen. Dann hatte er ihr die Abſolution ertheilt, und ihr die heilige Hoſtie gereicht.

Jetzt, meine Tochter, ſagte er dann tief bewegt, jetzt habe ich dem Segen Gottes nur noch den Segen meiner Perſon hinzuzufügen. Möge Gott Ihnen gnädig ſein, möge das Wort, welches Sie vernommen, ſich Ihnen erfüllen, mögen Sie in drei Tagen von dieſem Daſein erlöſt werden.

Amen! flüſterte Iſabella leiſe.

Aber die Wege des Herrn ſind wunderbar und unerforſchlich, und es kann ſein, daß er Anderes über Sie beſchloſſen hat. Wenn dem ſo iſt, meine Tochter, wenn Gott Ihnen die Gnade eines baldigen Todes nicht bewilligen will, wenn er Sie in der unbegreiflichen Weisheit, deren Gründe nur ihm bekannt ſind, nicht in dieſen dreien Tagen von hinnen ruft, wollen Sie mir verſprechen, dieſer Weisheit Gottes ſich leidend zu unterwerfen, und nicht freventlich zu thun, was Gott zu thun verweigerte?

Ich verſpreche es Ihnen, mein Vater!

Schwören Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter, welche in dieſer Stunde bei Ihnen iſt, und Sie hört, ſchwören Sie mir, daß Sie leben, und die Pflichten des Lebens erfüllen wollen, ſo lange bis Gott Sie zu ſich ruft, daß Sie nimmer freventlich Hand an Sich ſelber legen wollen, ſondern in Demuth warten, bis Gott Ihnen den Tod ſendet!

Ich ſchwöre Ihnen bei dem Andenken an meine Mutter, welche in dieſer Stunde bei mir iſt, und mich hört, ich ſchwöre, daß ich leben will, ſo lange bis Gott mich ruft, daß ich nimmer freventlich die Hand an mich ſelber legen, ſondern warten will, bis der Tod komme mich zu erlöſen!

Es iſt gut! Und nun, zum letzten Male, meine

Tochter, möge Gott Ihnen gnädig ſein, und mögen Sie den Tod nicht länger als drei Tage zu erwarten haben!

Er neigte ſich über die Knieende, und küßte ihre Stirn und machte über derſelben das Zeichen des Kreuzes. Dann wandte er ſich um, und verließ langſam, heimlich, in ſeinen Augen eine Thräne zerdrückend, das Gemach.

Iſabella blieb allein, allein mit Gott! Sie glaubte an den Tod und ſie erwartete ihn. Fern ab von ihr lag ſchon das Leben; weit hinunter geſenkt die Tage, welche geweſen! In ſeltſamen Träumen und Gefühlen, in einer fieberhaften, phantaſtiſchen Spannung lebte ſie Stunde um Stunde dahin, nicht achtend der Wehklagen ihrer Freundinnen, welche vor der verſchloſſenen Thür auf ihren Knieen lagen, und um Einlaß flehten, nicht achtend der Stimme ihres Bruders, welcher da draußen ſtand, und einen letzten Kuß, ein letztes Lebewohl begehrte.

Sie hatte abgeſchloſſen mit dem Leben, ſie fühlte ſich nur noch als eine Sterbende, und hatte nichts mehr zu ſchaffen mit den irdiſchen Dingen; ſie öffnete ihre Thür nicht, ſie antwortete ihrem Bruder nicht; ſie lag auf ihren Knieen und betete, und erwartete den Tod.

Und die Nacht brach hernieder, und ein neuer Tag dämmerte herauf. Isabella begrüßte die Sonne, indem sie fragte: morgen also!

Ihre Pulse zitterten, ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Spannung und Aufregung. Träume und Gebilde umschwirrten sie in wunderbaren Nebelgestalten, und zuweilen war es ihr schon, als stehe der Tod neben ihr und strecke mit einem wunderbaren Lächeln die Hand nach ihr aus.

Und die Nacht brach hernieder, und ein neuer Tag dämmerte herauf. Isabelle begrüßte die Sonne, indem sie mit einem matten Lächeln sagte: heute also!

Diese zwei Tage des Wartens, des Fiebers, der Phantasien, diese zwei Tage ohne Nahrung und Stärkung hatten die Kräfte Isabellens erschöpft, sie hatte nicht mehr die Kraft sich von ihrem Lager, auf welchem sie mit offenen Augen in der höchsten Fieberspannung ihres Geistes den Tod erwartet hatte, zu erheben. Welk und kraftlos sank ihr Haupt zurück in die Kissen, ein eisiges Frösteln durchrieselte ihre Glieder, ihr Herz stand still, und schlug dann wieder dröhnend und schmerzend in ihrer Brust, über ihre Augen senkte sich eine tiefe Nacht, durch welche Blitze dahin zuckten, sie wollte die

Hände falten zum Gebet und vermochte es nicht, denn ihre Glieder begannen zu erſtarren.

Das iſt der Tod! der Tod! murmelte ſie, und um ihre farbloſen Lippen ſpielte ein letztes ſeliges Lächeln. Dann ſank ihr Haupt ſchwerer und ſchwerer in die Kiſſen zurück, ſie hatte das Bewußtſein verloren.

V.

Die Boten der Kaiſerin.

Prinzeſſin Iſabella ſchlug die Augen empor, und jetzt war in dieſen Blicken wieder Leben, Bewußtſein; der Irrſinn des Fiebers ſprühte nicht mehr aus ihnen, die Blitze des tobenden Schmerzes waren in ihnen erloſchen.

Sie wandte ihre Blicke mit einem Ausdruck des Staunens auf die Geſtalten, welche ihr Lager umgaben, auf den Prieſter, der da betend ihr zu Häupten ſtand, auf die Oberhofmeiſterin, welche ſie zu ihrer Rechten erblickte, auf die jungen Mädchen, welche ihr Lager umringten, und ſie unter Thränen lächelnd anſchauten, und endlich auf ihren Bruder Ferdinand, der neben ihrem Lager knieete, und ihre bleiche abgezehrte Hand mit ſeinen Küſſen bedeckte..

Sie ſah das Alles, und doch meinte ſie zu träumen. Sie hatte ſo lange ein wirres Leben der Träume und

der Phantaſien gelebt, daß ihr jetzt die Wirklichkeit des Lebens als ein Traum erſchien.

Wo bin ich? fragte ſie endlich nach einer langen Pauſe.

Du biſt bei uns Allen, die wir Dich lieben, ſagte ihr Bruder zärtlich, bei uns, die wir ſo lange mit Thränen zu Gott gefleht haben um Dein Leben, daß er unſere inbrünſtigen Gebete wohl erhören mußte.

Ich lebe alſo noch, flüſterte ſie leiſe. Und wie lange iſt es, wie viel Zeit iſt vergangen, ſeit ich auf dieſem Lager bin?

Der Prieſter trat näher zu ihr hin, und begrüßte ſie mit dem Zeichen des Kreuzes. Es ſind vier Wochen, ſeit Sie in glühenden Fieberphantaſien auf dieſem Lager ruhen. Sie ſehen alſo wohl, Ihr Traum hat ſie getäuſcht, Gott wollte Ihren Tod nicht!

Vier Wochen! murmelte ſie leiſe. Auf Wiederſehen alſo in drei Monaten!

Sie ſchloß ihre Augen, und lag ſtill und ſchweigend da. Der Prieſter neigte ſich über ſie und flüſterte: gedenken Sie daran, meine Tochter, was ſie beim Geiſte Ihrer Mutter geſchworen haben!

Ich werde daran gedenken! hauchte ſie leiſe. —

Und allmälig begann von dieſem Tage an die Prin-

zeſſin ſich zu erholen, allmälig ſchritt ihre Geneſung vor, kehrten die Kräfte und das Leben wieder. Sie gedachte ihres Schwurs und wehrte das Leben nicht von ſich. Gott hatte gewollt, daß ſie noch länger das Daſein ertrage; ſie ertrug es alſo, aber ſie hoffte auf das Wiederſehen in drei Monaten!

Und getragen von dieſer Hoffnung auf den Tod genas ſie. Aber nur ihr Körper, nicht ihr Geiſt genas. Der Frohſinn früherer Tage kehrte nicht zurück in ihrer Bruſt; trübe und düſter ſaß ſie zu ganzen Stunden da, ihr Lachen und ihre Scherze waren verſtummt, ernſt und gemeſſen war ihr ganzes Weſen.

An dem Tage, an welchem Iſabella zum erſten Mal das Zimmer wieder verlaſſen durfte, ſandte ſie zu ihrem Vater, und begehrte von ihm eine Unterredung. Man hatte ihr geſagt, daß er während ihrer Krankheit oft in ihr Zimmer gekommen und Stundenlang an ihrem Lager geſeſſen, aber nicht ein einziges Mal, ſeit ihr Bewußtſein zurückgekehrt, war er zu ihr gekommen, nicht ein einziges Mal hatte er ihr einen Gruß, ein Wort der Liebe geſandt.

Jetzt forderte Iſabella von ihm eine Unterredung und er verweigerte ſie ihr nicht. Er ließ ihr ſagen, daß er ſie ſogleich erwarte.

Die Prinzessin schrak zusammen, und eine tödtliche Bläſſe bedeckte ihre Wangen. Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, werde ich denn die Kraft haben, ihn wiederzusehen, ihn, den —

Sie verstummte, in sich erschauernd, und schloß die Augen, um das furchtbare Bild nicht zu sehen, das da plötzlich wieder in aller Gewalt der Wirklichkeit sich ihr darstellte. — Aber sie wehrte es von sich, sie mußte in dieser Stunde besonnen und ruhig sein, denn es galt ihrem Vater gegenüber zu treten, und von ihm eine letzte Gnade zu erflehen.

Sie raffte sich empor, sie zwang sich ruhig zu sein, und mit hochgehobenem Haupt und stolzer ernster Haltung schritt sie durch die Gemächer dahin, trat sie in das Cabinet ihres Vaters ein.

Herzog Philipp von Parma war ganz allein in seinem Cabinet, als die Prinzessin zu ihm eintrat. Er stand in der Mitte des Gemaches, und schaute mit festen düstern Blicken hinüber zu seiner Tochter. Sein schmales dürres Antlitz schien ihr, seit sie es nicht gesehen, noch bleicher und dürrer geworden, seine großen schwarzen Augen lagen noch tiefer in ihren Höhlen, seine Lippen waren noch farbloser, seine schlanke hagere Gestalt schien ihr noch größer geworden. — Wie ein

Fremder, Verwandelter erſchien ihr der Herzog, und ſie fand nicht den Muth ſich ihm zu nähern. Traurig und kraftlos lehnte ſie an der Thür, bewegungslos ſtand der Herzog in der Mitte des Gemachs und erwartete ihr Kommen.

Endlich, nach einer langen Pauſe, ſtreckte der Herzog ſeine Hand aus. Komm her zu mir, Iſabella, ſagte er gebieteriſch.

Iſabella machte einige Schritte vorwärts, ſie näherte ſich, ſie war ſchon im Begriff die ausgeſtreckte Hand ihres Vaters zu ergreifen, dann aber ſchauderte ſie zurück, ihre Arme fielen kraftlos an ihrer Seite nieder, und ganz unbewußt vielleicht murmelte ſie: nein, nein, ich kann dieſe Hand nicht berühren! Ich kann es nicht!

Der Herzog ließ ſeine Hand langſam niedergleiten, und eine finſtere Zorneswolke lagerte auf ſeiner Stirn.

Was wollteſt Du von mir? fragte er mit hartem, rauhem Ton, weshalb ließeſt Du mich um eine Audienz bitten?

Iſabella, welche bis jetzt mit geſenkten Augen ihrem Vater gegenüber geſtanden, ſchaute empor, ihre Blicke begegneten denen ihres Vaters, und ruhten lange und feſt auf den ſeinen.

Ich habe Ihnen eine Bitte vorzutragen, mein Vater, sagte die Prinzessin endlich.

Er neigte sein Haupt mit gravitätischem Ernst. Sag' Deine Bitte!

Isabella athmete hoch auf. Ich ersuche meinen Herrn Vater, mir zu erlauben, daß ich mich in ein Kloster zurückziehen, und den Schleier nehmen darf, sagte sie.

Und weshalb das? fragte der Herzog ruhig.

Um die wenigen Tage, die ich noch auf Erden zuzubringen habe, dem Dienst des Herrn und dem Gebet zu weihen.

Mädchenthorheit! Verliebte Schwärmereien! rief der Herzog mit einem verächtlichen Lächeln, indem er langsam im Zimmer auf und abzugehen begann.

Isabella stand schweigend da und erwartete gelassen seine Antwort. Auf einmal blieb der Herzog vor ihr stehen, und seine finstern stechenden Blicke ruhten mit einem harten, gehässigen Ausdruck auf ihr.

Ich kann Dir Deine Bitte nicht erfüllen, sagte er. Ich habe andere Pläne mit Dir vor. Die Enkelin des Königs von Spanien darf nicht als Büßerin in einem Kloster sterben, Niemand darf ahnen und wissen, daß sie etwas abzubüßen hat, und wenn sie in ihrer

Vergangenheit einen dunklen Fleck findet, so muß sie ihn mit dem Purpur, aber nicht mit dem Nonnenschleier verhüllen wollen.

Ich habe keinen Ehrgeiz, mein Vater, sagte sie sanft. Ich wiederhole meine Bitte: erlauben Sie mir in ein Kloster zu gehen, und den Schleier zu nehmen!

Und ich wiederhole Dir meine Antwort: ich kann Dir Deine Bitte nicht erfüllen, denn ich habe andere Pläne mit Dir vor. Ich habe keinen Ehrgeiz für Deine Person, aber ich habe Ehrgeiz für mein Haus; der Tochter des Herzogs von Parma darf und will ich es nicht gestatten, als Nonne zu sterben. Ein anderes Geschick ist ihr vorbehalten. Eine große europäische Macht hat bei mir angefragt, ob ich ihr für den Sohn und künftigen Thronerben die Hand meiner Tochter bewilligen wolle, und ich habe beschlossen diese Frage zu bejahen.

Aber das Schicksal wird diese Frage verneinen. Das Schicksal wird erbarmungsvoller sein, als Sie, mein Vater. Ich sage Ihnen, ich habe nur noch kurze Zeit zu leben, in wenig mehr als einem Monat werde ich sterben.

So stirb! rief er rauh, aber stirb unter dem Pur-

pur, und nicht im Bußgewande. Ich verſage Dir meine Einwilligung! Du ſollſt nicht in ein Kloſter gehen!

Niemand auf Erden hat das Recht, ein Herz, das ſich Gott gelobt, ihm entreißen zu wollen, ſagte ſie erglühend. Wenn Ew. Hoheit mir Ihre Einwilligung verſagen, ſo werde ich zu Gott flüchten auch ohne Ihre Erlaubniß. Und ſo mächtig Ihre Hand auch iſt, Sie werden doch nicht die Macht haben, die Braut des Herrn von dem Altar fortzureißen!

Ah, Du wagſt es, mir zu drohen! rief der Herzog ingrimmig. Du gedenkſt Dich aufzulehnen gegen meine väterliche Autorität. Wiſſe aber, daß ich alsdann Dich ſtrafen würde, wie es Dein Verbrechen verdient, als Hochverrätherin, deren Haupt auf dem Schaffotte fällt!

Ich fürchte den Tod nicht, ſondern ich hoffe auf ihn! ſagte ſie mit einem traurigen Lächeln.

Ah, es iſt wahr, Du haſt dieſe ſchwärmeriſche Mädchenphantaſie, ſterben zu wollen. Aber höre, was ich Dir jetzt noch zu ſagen habe! Merke wohl auf! Ich will Dir eine Geſchichte erzählen, welche geſchehen iſt, — während Du krank warſt. — Der Sohn einer der älteſten und edelſten Familien dieſes Landes, der einzige Sohn ſeiner alten Eltern und die Stütze ſeiner noch unvermählten Schweſter, hatte ſich, ſeiner Pflicht, ſeiner Ehre

und den Geſetzen zum Trotz, in ein — Complott eingelaſſen, er hatte ein Verbrechen begangen, das gleich iſt mit dem Vatermord, — er war ein Verräther an ſeinem Landesherrn geworden. Ich erfuhr's, man verrieth ihn mir. Unleugbare Beweiſe ſeiner Schuld lagen mir vor, ich überzeugte mich mit meinen eigenen Ohren und Augen von ſeinem Verbrechen. Er war ein Hochverräther, er hatte den Tod verdient, ich hätte ihn ergreifen, vor Gericht ſtellen, und zum Tode verurtheilen können, er würde als ein Verbrecher auf dem Schaffot gefallen ſein! Aber ich hatte Mitleid mit ſeinem Hauſe, ich wollte die Ehre ſeines Vaters und ſeiner Familie nicht beflecken. Statt ihn öffentlich zu verurtheilen, ſtrafte ich ihn in der Stille, denn in meine Hand hat Gott das Amt gelegt zu ſtrafen und zu richten. Ich war ſein von Gott beſtellter Richter, und aus Erbarmen verurtheilte ich ihn zu einem ſtillen geräuſchloſen Tode. Soll ich Dir jetzt den Namen dieſes Hochverräthers nennen?

Nein, nennen Sie ihn nicht, rief ſie todesbleich. Laſſen Sie dieſen Namen nicht über Ihre Lippen gehen, indem Sie ihn einen Hochverräther nennen!

Höre weiter! Dieſer Hochverräther, den ich richtete, kraft des Geſetzes und meiner mir von Gott ver-

liehenen Macht, dieſer Hochverräther hat eine Mitſchuldige. Gott hat ſie ſo geſtellt, daß ich ſie nicht ſtrafen kann und will in ihrer eigenen Perſon. Aber wenn ſie es wagt, ſich mir zu widerſetzen, wenn ſie nicht ſtumm und gehorſam meinen Befehlen genügt, wenn ſie nicht ohne zu murren, lächelnd ſogar meinen Forderungen entſpricht, und pünktlich meine Wünſche erfüllt, ſo werde ich ſie ſtrafen, nicht in ihrer eigenen Perſon, aber an der Familie ihrer Mitſchuldigen. Ich werde alsdann kein Mitleid mehr haben, ich werde das Verbrechen ihres ſchon begrabenen Mitſchuldigen aller Welt verkündigen, ich werde die Güter des Hochverräthers, welche dem Geſetz verfallen ſind, einziehen, ich werde ſeinen Namen brandmarken mit dem Stempel der Schande und des Verbrechens, ich werde ſeine Eltern und ſeine Schweſter, die dann nichts mehr beſitzen werden als einen entehrten Namen, aus meinen Landen verbannen, und ſie mögen in der Fremde betteln gehen, ich —

Halten Sie ein, mein Vater, rief die Prinzeſſin todesbleich, an allen Gliedern bebend, halten Sie ein. Ich bin bereit zu thun, was Sie befehlen, bereit mich zu vermählen, wenn Gott mich dazu verdammt, noch länger zu leben. Ich werde in allen Dingen Ihren

Befehlen gehorchen, nur verſprechen Sie mir alsdann, der Familie des — Verſtorbenen Ihre Gnade zu erhalten, ſeinen Namen nicht zu beſchimpfen, den Eltern ihre Güter zu laſſen, die Tochter zu beſchützen, und ihr eine ehrenvolle und glänzende Stellung an Ihrem Hofe zu geben. Verſprechen Sie mir dies, und ich bin bereit, ſo lang' ich lebe, mich Ihren Befehlen zu unterwerfen.

Ich verſpreche Dir, ſeine Familie in Ehren zu halten, und das Verbrechen des Sohnes nicht an ihnen zu rächen, ſondern es zu vergeſſen.

Dann, mein Vater, willige ich darein, mich nicht Gott, ſondern dem Manne zu verloben, welchen Ew. Königliche Hoheit mir beſtimmen wollen. Nur wiederhole ich Ihnen, mein Leben wird nur von kurzer Dauer ſein, in wenigen Wochen ſchon wird Gott mich erlöſen!

Warten wir es ab, ſagte der Herzog achſelzuckend und lächelnd.

Ja, warten wir es ab, wiederholte Iſabella. Ew. Hoheit haben zu beſtimmen, wann ich mich zu verloben habe! Ich erwarte Ihre Befehle! Und ſomit danke ich Ihnen für die Gnade dieſer Audienz, und bitte um die Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen.

Weiter also hast Du mir nichts zu sagen? fragte der Herzog fast traurig.

Nein, weiter habe ich dem Herrn Herzog nichts zu sagen! — Sie verneigte sich ehrfurchtsvoll, und wandte sich dann, ohne den Herzog noch einmal anzuschauen, der Thür zu.

Der Herzog schaute ihr mit düstern Blicken nach. Ich habe sie verloren, murmelte er leise. Mit ihm ist mir auch meine Tochter gestorben! — Ach, ach, mag es so sein! Besser ein todtes Kind, als durch sie eine Mesalliance in meinem Stammbaum!

Und der Herzog schellte nach seinem Kammerdiener, und befahl ihm den Oberjägermeister zu rufen, damit dieser von ihm die Ordre zu einer großen Treibjagd erhalte. —

Prinzessin Isabella hatte ihr Geschick angenommen. Sie hatte dem Herzog versprochen, das Leben zu ertragen, und sie ertrug es. Nur hoffte sie in der Stille, daß, wenn die drei Monate verflossen sein würden, der Tod sie erlösen würde von diesem Dasein, das für sie keinen Reiz und keinen Mittelpunkt mehr habe. Nur zählte sie mit sehnsuchtsvollem Bangen jeden Tag, fügte Woche zu Woche, und wartete mit bitterfüßem Schmerzgefühl auf ihre Erlösung.

Und endlich kam der Tag, von welchem sie diese Erlösung hoffte, endlich war der dritte Monat verflossen, und heute konnte der Tod kommen, sie heimzuführen zu dem „Wiedersehen in drei Monaten!“

Sie erwartete ihn mit schmerzlich süßem Zittern, sie ließ sich zu seinem Empfange schmücken, wie eine Braut; ein weißes Atlasgewand, das dunkle Haar geschmückt mit blühenden Orangenzweigen, ein Bouquet von Orangen am Busen, so erwartete sie ihn! Sie war wunderbar lieblich und rührend zugleich anzuschauen, und ihre Freundinnen flüsterten, indem sie mit bewundernden Blicken sie anschauten, leise untereinander, und warfen sich verstohlene Blicke des Einverständnisses zu. Isabella beachtete und verstand sie nicht: Sie, welche den Tod erwartete, kümmerte sich gar nicht um das, was vielleicht sonst im Innern des Pallast sich begab.

Und doch hatte sich da Etwas begeben, welches wohl ihrer Beachtung werth gewesen. Es befanden sich seit gestern im Pallast Gäste, welche gekommen waren, dem Schicksal Isabellens eine andere Wendung, ein neues Ziel zu geben.

Die Gäste waren die Abgesandten der Kaiserin

Maria Thereſia, welche für den Erzherzog Joſeph die Hand der Infantin Iſabella von Parma erbitten ſollten.

Der Herzog hatte ſie ſchon empfangen, er hatte dem Grafen Batthiany, welcher im Namen der Kaiſerin ihm die Werbung vorgetragen, ſchon die Hand ſeiner Tochter zugeſagt, aber er hatte den Grafen erſucht, mit ſeiner perſönlichen Werbung bei der Prinzeſſin bis zum nächſten Tage zu warten. Mit einer grauſamen Verhöhnung der „mädchenhaften Schwärmerei“ Iſabellens, wollte er grade an dem Tage, an welchem ſie den Tod erwartete, ihr den irdiſchen Bräutigam zuführen, ſollte der Nonnenſchleier ſich ihr in das Kaiſerliche Brautdiadem verwandeln.

Der ganze Hof kannte bereits die neue Beſtimmung der Prinzeſſin, nur Iſabella ahnte nichts davon. — Sie hatte ſich zurückgezogen in ihr Arbeits-Cabinet, und dort, jeden Schlag ihres Herzens, jedes Leben und Zucken ihrer Pulſe beobachtend, erwartete ſie den Tod. Sie hoffte auf irgend ein unvermuthetes, ungeahntes Ereigniß, welches ihn ihr bringen ſollte. Die Decke ihres Zimmers konnte einſtürzen, und ſie unter ihren Trümmern begraben. Ein Schlagfluß konnte ihr Herz erſtarren machen, und ſie erlöſen. Sie hoffte auf

ein Wunder Gottes, welches ihr das Grab öffnen sollte.

Sie hoffte, wartete und betete! Da ward sie durch lautes Klopfen an der Thür aus ihrer träumerischen Todesruhe aufgeschreckt und die Stimme ihres Vaters begehrte Einlaß.

Die Prinzessin, eingedenk ihres Schwures, bis an's Ende ihres Lebens ihres Vaters Befehlen gehorsam zu sein, öffnete die Thür, und der Herzog trat ein.

Mit einem leisen, spöttischen Lächeln überflog er ihre Gestalt. Du hast Dich als Braut geschmückt, sagte er mit eisigkaltem Ton, und diese Toilette ziemt Dir gerade heute sehr wohl, denn heute wirst Du eine Braut werden. Nicht eine Braut des Todes, wie Du in alberner Phantasterei hoffteſt, sondern die Braut des Erzherzogs Joseph von Oesterreich, welcher Dich einst zu einer Kaiserin machen wird. Die Gesandten der Kaiserin erwarten uns mit unserm Hof im großen Empfangssaal. Gieb mir Deine Hand und folge mir. Höre wohl, was Du zu thun hast. Sobald Du an meiner Hand, gefolgt von Deinen Damen, welche im nächsten Zimmer unserer harren, bis in die Mitte des Thronsaales geschritten bist, werden die Gesandten sich Dir nahen, wird der Graf Batthiany in feierlicher An-

werbung Dich bitten, dem Erzherzog das Jawort Deiner Liebe zu bewilligen. Du wirſt ihm ſodann Deine Einwilligung geben, und ich verlaſſe mich auf Deinen Takt und Deinen Geiſt, daß Du ihm ſchicklich, und wie es einer Prinzeſſin unſers Hauſes geziemt, antworten wirſt.

Und werden Ew. Königliche Hoheit alsdann Ihres Verſprechens eingedenk ſein? fragte Iſabella ruhig. Werden Sie ſeine Eltern im ungeſtörten Beſitz ihrer Güter und ihres geehrten Namens laſſen, werden Sie ſeiner Schweſter am Hofe eine ehrenvolle Stellung bereiten, und ſie ſtandesgemäß und nach ihrer Neigung vermählen?

Ich werde das Alles treulichſt erfüllen, ſobald auch Du Deinen Schwur erfüllſt.

Sie neigte leiſe ihr Haupt. So laſſen Sie uns in den Thronſaal gehen, Herr Herzog, wo die Geſandten uns erwarten!

Der Herzog reichte ihr die Hand dar, ſie aber ſchien es nicht zu ſehen, ſondern ſchritt ernſt und ſtolz, einſam und allein an ſeiner Seite dahin. Im andern Zimmer harrte ihrer die Oberhofmeiſterin mit den Damen und Cavalieren, welche im feierlichen Zuge dem Fürſtenpaar ſich anſchloſſen.

Ernſt und ſchweigend bewegte ſich der feierliche Zug durch die glänzenden Gemächer dahin, voran der Herzog mit den finſtern bleichen Zügen, ihm zur Seite die Prinzeſſin mit dem edlen, ruhigen, würdevollen und rührend ſchönen Angeſicht, nach dem Thronſaal hin.

In der Mitte deſſelben angelangt blieb die Prinzeſſin ſtehen, während der Herzog langſam den Saal durchſchritt, und auf dem Thronſeſſel ſich niederließ.

Und jetzt nahten ſich der Infantin die Geſandten der Kaiſerin, jetzt trug der Graf Batthiany in feierlicher und wohlgeſetzter Rede ſeine Bitte vor, und warb im Namen des Kaiſers und der Kaiſerin um die Hand Iſabellens für den Thronfolger, den Erzherzog Joſeph.

Als der Graf ſchwieg, wandten ſich Aller Blicke auf die Infantin hin, und eine athemloſe Pauſe der Erwartung folgte. Iſabella hatte mit ſtolzer Ruhe der Rede des Grafen zugehört, ihre großen dunklen Augen waren mit ernſter Aufmerkſamkeit immer auf das Antlitz des kaiſerlichen Abgeſandten gerichtet, und jedes Wort, welches er ſprach, ſchien ſie erſt zu prüfen und zu erwägen.

Jetzt, nach einer langen Pause, und während die Augenbrauen des Herzogs sich schon finster und zornig zusammenzuziehen begannen, neigte sie leise bejahend ihr Haupt, und ein mattes, trauriges Lächeln umzitterte ihre Lippen. Als sie dann sprach, hielt Jeder den Athem an, neigte Jeder sich in gespannter Erwartung vor, um kein Wort dieser silberhellen klangvollen Stimme zu verlieren, welche jetzt, wie ein trauriges Abschiedslied, den Saal durchhallte.

Ich fühle mich sehr geschmeichelt, sagte sie, sehr geehrt durch den auszeichnenden Vorzug über die andern Prinzessinnen Europa's, den die kaiserlichen Majestäten mir zu Theil werden lassen, indem sie mich zur Gemahlin ihres ältesten Sohnes ausgewählt haben; ich nehme diesen Vorzug an, obwohl eine solche Allianz weit mein Verdienst und meine Erwartungen überragt. Nur habe ich zu bedauern, daß die Mühe, welche sie sich gemacht haben, durchaus wirkungslos ist, da ich, wie ich fest überzeugt bin, nicht lange genug leben werde, um den Aussichten zu entsprechen, welche man an diese Heirath geknüpft hat *).

*) Der Infantin eigene Worte, ebenso streng historisch, als das unglückliche Schicksal der Prinzessin, die Todesprophezeihung und ihr Glaube an dieselbe überhaupt. Siehe darüber: Wraxall:

Als nach diesem Tage der Ceremonien und der Etiquette Isabella endlich wieder in ihren Gemächern war, als ihre Frauen sie entkleidet und dann verlassen hatten, als sie endlich wieder allein, ganz allein mit Gott und ihren Erinnerungen war, da sank die Infantin traurig und matt auf dem Divan nieder, und ihre Arme über der Brust gekreuzt, das bleiche Haupt zurückgelehnt auf die purpurnen Polster, blickte sie starr und träumerisch in das Leere.

So lag sie, bis die Uhr auf dem Kamin die zwölfte Stunde verkündete. Jetzt war der Tag zu Ende, der Tag der Erwartung, der Hoffnung und Sehnsucht. Der Tod war nicht gekommen, sie zu erlösen, und vor ihr stand das Leben mit neuen Erwartungen, mit neuen Versprechungen, — aber nicht mit neuen Hoffnungen.

Isabella richtete sich aus ihrer ruhenden Stellung empor, und ihre großen Augen wandten sich mit einem schwärmerischen, begeisterten Ausdruck gen Himmel.

Ich habe das Leben angenommen, sagte sie laut und fest, ich will es tragen und zu Ende führen Meiner würdig! Ich bin jetzt die Braut und bald die

---

Memoirs of the Courts etc. Thl. II. S. 387 folgend. — Charlotte Pichler, Denkwürdigkeiten I. S. 139.

Gemahlin eines Andern, und möge Gott meinen Schwur hören, daß ich treulich und redlich meine Pflichten gegen ihn erfüllen will. Ich bin die Braut eines Andern! Lebewohl, mein Geliebter, Lebewohl! Auf Wiedersehen also in drei Jahren!

29200

Stanford University Libraries
3 6105 015 204 584

PT
2433
M4K 52
v. 1
pt 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 2
JUN 5 1978
FEB 17 1980